





*L. W. Kunstsch.*

080.

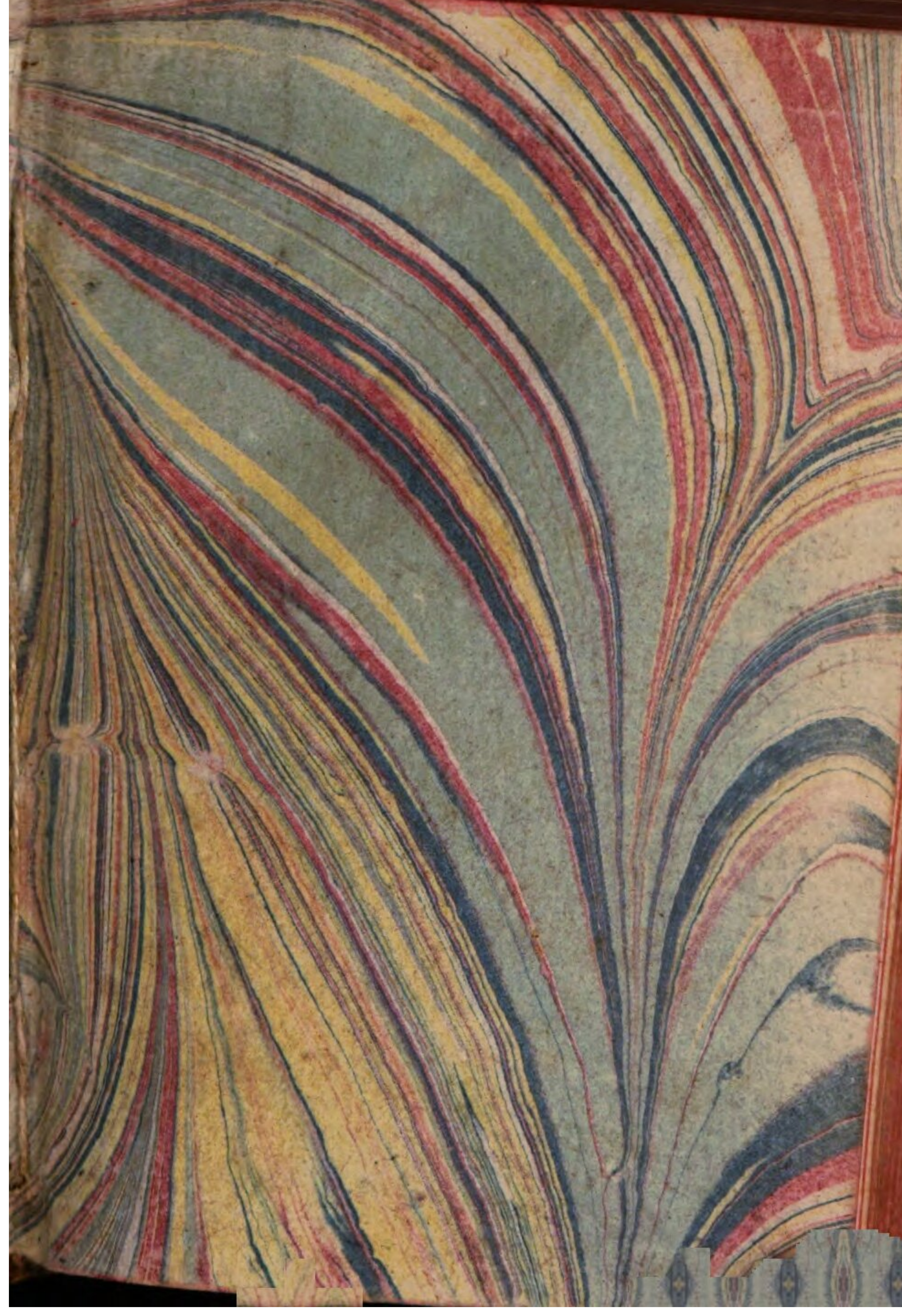
*p. 286.*



ALBERTUS KIRCHMAYER  
CAN. R. W. PROF. RHET.

*Wank del.*







J. o. germ 1622 - 2

Wielomot



<36700076590015

<36700076590015

**Bayer. Staatsbiblioth**



P. O. genm  
1629



WIELANDs  
KLEINERE PROSAISCHE  
SCHRIFTEN

---

*ZWETTER BAND.*

---



---

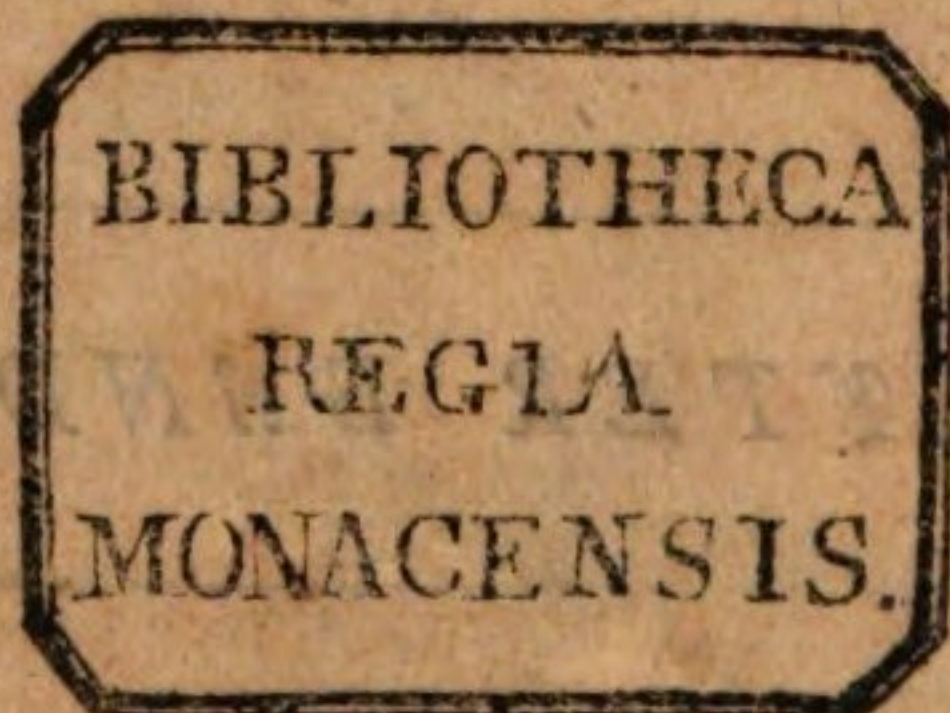
Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

---

LEIPZIG,  
*bey Weidmanns Erben und Reich.*

1786.









# VERZEICHNIS

DER

IN DIESEM THEIL ENTHALTENEN STÜCKE.

---

*I. Dialogen im Elyſium.*

*II. Etwas über die Erzählungen von Geiſter - Erſcheinungen.*

*III. Briefe über J. J. ROUSSEAU, MARIANE, und das entwandte Band.*

*IV. Nachtrag zu den vorſtehenden Briefen.*

*V. Patriotiſcher Beytrag zu Teutſchlands höchſtem Flor u. ſ. w.*

*VI. und VII. Geſpräche zwischen WALDER und DIETHELM.*

*FIII.*



---

**VIII. Sendschreiben an einen jungen Dichter.**

**IX. Ursprung der guten und schlechten Dichter nach  
der EDDA.**

**X. CHRISTINE von PISAN.**

**XI. MARGUERITE VON VALOIS, Königin von  
Navarra, als schriftstellerin.**

**XII. Cardinal Du Perron und Frà Paolo SARPI.**



**I. DIA,**



I.

DIAOLOGEN.

*IM ELYSIUM.*

---

ERSTER DIALOG.

---

DIOKLES. LUCIAN.

---

W

DIOKLES. (*Noch allein*)

Wie ist mir? Wo bin ich? Ist dies Elysium?  
Die schöne Insel der seligen, wo goldne blumen  
glühen? Wo ein ewiger Frühling von fruchten aller  
arten überfließt? — Wo sind die reinen krySTALL-  
bäche? Wo die immergrünen blumenvollen wie-  
sen, die mir von dichtern und weisen (\*) versprochen  
wurden? Wo die sonne, die tagen und nächten  
immer gleich leuchtet? — Nichts als dämmerung

A 2

und

(\*) PINDAR, *Olymp.* 2, AESCHIN, *Dial.* III. 20.



und dämmerung! — und eine stille, so still, so still, daß ich das wiegende schwanken einer lilie auf ihrem stängel hören könnte. — Ein wahres schattenland! — Und bin ich denn auch ein schatten? — Ich? — Was nennest du dich? Ich kenne dich nicht mehr! — Ach! welch ein seltsames drängen und winden und schneiden und absondern fühl ich in mir? — Mir däucht, ich bin mir das nicht mehr bewußt was ich mir kaum noch bewußt war, und doch fühl ich noch daß ich Diokles bin. — Wunderbar! mir ist als fälle alle augenblicke etwas von mir ab, bald wie schuppen, bald wie ein nebel den die sonne niederdrückt. — Ein seltsamer zustand! so leer! so leicht! so durchsichtig! — Es ist nicht ganz recht mit mir — gar nicht, wie ich mirs dachte — und doch bin ich eher wohl als übel. — Aber, seh ich nicht dort einen schatten gegen mich her schweben? Sein ansehen ist frey, und ruhig, und edel. Gewiß einer von den weisen eines bessern zeitalters! Ich will ihn anreden; er soll mir sagen, ob dies Elysium ist? — Darf ich dich anreden? Darf ich dich fragen, wie du genennt wirst?



LUCIAN. Du darfst alles was du kannst. Wir sind hier alle gleich, und haben, wie die alten Atlanten, keine besonderen namen, als wenn wir uns von unserm vormaligen leben unter einander besprechen. Da ich noch auf der oberwelt war, nannten sie mich Lucian.

DIOKLES (ein wenig zusammenfahrend.) Lucian? — So bitte ich dich, schone meiner!

LUCIAN. Warum bittest du mich das?

DIOKLES. Weil du mich ohnezweifel noch schärfer sehen wirst als ich mich selbst sehe. Ich bin gar nicht mit mir selbst zufrieden.

LUCIAN. Du bist also ein neuer ankömmling? Habe muth! es wird immer besser mit dir werden.

DIOKLES. Sage mir doch, bin ich wirklich im Elysium? Ist dies Elysium wo wir sind?

LUCIAN. Du bist im Elysium; aber deine sinnen sind noch nicht ganz gereinigt.

DIOKLES. Das muß es seyn! Nun versteh ichs.



Der fehler muß an mir liegen, daß mir alles so trübe, so schattenmäßig, so öde und todt vorkömmt.

LUCIAN. Du wirst ja diesen augenblik erst gebohren; deine augen sind noch dunkel, deine ohren noch schlaf; du bist unsrer luft, unsers lichts noch ungewohnt. Aber das wird sich bald geben.

DIOKLES. Sage mir doch, was ist das, das sich fast alle augenblicke — eben jzt da ich mit dir rede — wie von mir ablöst, und, wie lappen eines zerrissnen wollichten nebels, seitwärts an mir niederwallt?

LUCIAN. Dünkt dich nicht, du werdest bey jeder dieser abschälungen leichter, freyer, dir selbst durchschaulicher?

DIOKLES. So däucht mich — und nur gar zu leicht, gar zu durchsichtig! Denn ich merke wohl, es wird vor lauter abschälungen, wie du es nennst, beynahe nichts von mir übrig bleiben.

LUCIAN. Sey unbekümmert! Es wird sich nichts abschälen, um was du dich nicht desto besser befindest



den wirft. Es sind nur [die täuschungen des eigendünkels, die dich bisher umwickelten, und die Ursachen deiner meisten leiden und freuden waren.

DIOKLES, Hilf himmel! wenn dies ist, was für ein puppen- und fratzenspiel von täuschung und blendwerk war das, was ich mein leben nannte!

LUCIAN. Merkst du was? Und doch wird es dir nicht an einem lebensbeschreiber fehlen, der eine gar feine komposition daraus zu machen wissen wird.

DIOKLES. O das ist häßlich! Meine vorzüge, meine tugenden, meine freuden, beynahe alle — vielleicht gar alles zusammen — lauter täuschungen!

LUCIAN. Dafür waren's aber deine leiden auch!

DIOKLES. Desto schlimmer! desto schlimmer Ich fühlte mich so stark, so groß, wenn ich sie standhaft, edel, wie ein weiser zu tragen glaubte — wie lächerlich ich dir vorkommen muß!



LUCIAN. Gar nicht! Die last, die ein mann kaum auf seinen schultern fühlt, würde ein kind niederdrücken. Hierin liegt die täuschung nicht, bruder. Aber, wenn du deine leiden so standhaft, so edel, so heldenmüthig zu tragen glaubtest, davon geht nun wohl etwas ab.

DIOKLES. Ich litt freylich nur was ich nicht ändern konnte, und ächzte, klagte, schrie, so gut wie ein gemeiner mensch, wenn mich niemand hörte vor dem ich mich schämte nur ein gemeiner mensch zu seyn.

LUCIAN. Das mag wohl die dikste, häßlichste von allen schuppen seyn, kein gemeiner mensch seyn zu wollen, wenn man im grunde doch nur ein gemeiner mensch ist. Siehst du, was für ein klumpen wieder von dir fällt?

DIOKLES. Hilf mir! Ich zerfalle! ich zerfließe in dunst und schlacken!

LUCIAN. Das ärgste wird nun bald vorüber seyn. Sey ruhig. Wir waren alle nur gemeine  
men-



menschen — mehr oder weniger häute, schlechtere oder buntere schuppen, machten den ganzen unterschied.

DIOKLES. Und die grossen, die herrlichen menschen sollten keine ausnahme machen?

LUCIAN. Frage sie selbst, wenn du einst zu ihnen gekommen seyn wirst.

DIOKLES. Ihr lebt also hier frey von allem was die sinnen der sterblichen fälscht? Jeder erscheint dem andern wie er ist?

LUCIAN. Und sich selbst wie er war.

DIOKLES. Und ihr seyd glücklich?

LUCIAN. Eben darum. Auf erden würde das freylich anders seyn. Aber hier, wo alles in vollkommenem gleichgewicht, alles in ruhe ist, wo keiner von dem andern was zu fürchten noch zu hoffen hat, wo keine schiefheit, keine vorurtheile, kein neid, keine schêlsucht, keine rachgier mehr platz hat, wo also schlechterdings keine ursache ist was anders oder bessers scheinen zu wollen, oder zu



müssen als man ist: hier kann man niemand täuschen wenn man auch wollte, und nicht täuschen wollen wenn man auch könnte. Auch sich selbst nicht; denn man ist nur falsch gegen sich selbst, wenn man nicht wahr gegen andre seyn darf. Kurz, bey uns ist alles wahr, und eben darum sind wir glücklich.

DIOKLES. Mir dünkt, es wird mühe kosten, bis ich mich an eure glückseligkeit werde gewöhnen können —

LUCIAN. Warst du etwa ein könig?

DIOKLES. Ein könig? — Zuweilen, ja, aber nur in der einbildung; und das endete immer damit, daß ich satyren auf die könige machte die es wirklich waren.

LUCIAN. Hast du jemals gehört, daß ein günstling eh er in ungnade fiel, oder ein officier wenn er ein regiment erwartete, oder ein poet wenn er eine pension erhielt, eine satyre auf die könige gemacht habe?



( II )

DIOKLES. Ich verstehe dich; aber das war doch bey mir die ursache nicht —

LUCIAN. Nimm dich in acht!

DIOKLES. Ich war, zum glücke, in einer lage, dafs ich ihrer guade entbehren konnte.

LUCIAN. Du bildetest dir also vielleicht ein, du würdest es an ihrem platze besser gemacht haben?

DIOKLES. Das war freylich auch eine hässliche täuschung. Aber mein hafs gegen die könige floss wahrlich aus einer reinern quelle.

LUCIAN. Nimm dich in acht, bruder!

DIOKLES. Es war wirkliches mitleiden mit dem armen menschengeschlechte —

LUCIAN. Und aus wirklichem mitleiden mit dem armen menschlichen geschlechte — hättest du selbst könig seyn mögen?

DIOKLES. Ich läugn' es nicht — aber *bloß um gutes zu thun!*

LUCIAN. Hättest oberster herr über den ganzen erdboden seyn mögen?

Dio-



DIOKLES. Bloß um *desto* mehrern gutes zu thun.

LUCIAN. Und unumschränkter selbstherrscher?

DIOKLES. Bloß um das gute *desto* ungehinderter zu thun.

LUCIAN. Im ernste, das konntest du dir einbilden?

DIOKLES. O weh! —

LUCIAN. Da schuppte sich wieder eine garstige dicke haut ab!

DIOKLES. Ach! was wird aus allen den tugenden werden, in deren bewußtseyn ich mir oft so glücklich that!

LUCIAN. Das war wohl eine sanfte wiege?

DIOKLES. Wie glücklich ich mich dann fühlte! — Nein! Ich bin nicht im Elysium. — Mir ist hier ganz anders —

LUCIAN. Du büssest hier für — deine tugenden.

DIOKLES. Die ich zu haben wähnte und nicht hatte, meynst du?



LUCIAN. Und die dich weder anstrengung, noch opfer kosteten. — Du warst da oben wohl ein Dichter, nicht so?

DIOKLES. Und liebte die wahrheit über alles —

LUCIAN. Und belogst dich selbst und die welt dein ganzes leben lang?

DIOKLES. Du bist noch immer Lucian, wie ich höre.

LUCIAN. Bruder, es steht noch nicht recht mit dir. — Gehe dem schlängelnden fufspfade zwischen diesen platanen nach! er wird dich zu einer grotte führen, in deren inwendigem du eine art von warmen bade bereitet finden wirst. Bediene dich dessen ungescheut; es wird dich erweichen, und dir eine ausdünstung verschaffen, nach welcher du dich viel besser befinden wirst. Wenige kommen hieher, die dieses bades nicht eine zeitlang bedürfen, und niemand, dem nicht gerathen würde, es zur vorsicht wenigstens einmal zu gebrauchen. Geh, weil es doch seyn muß! Wenn wir uns wiedersehen, wirst du fühlen, daß du im Elysium bist.



ZWEYTER DIALOG.

LUCIAN, DIOKLES,

*hernach* PANTHEA.

---

LUCIAN.

Nun, wie gewohnst du in deinem neuen zustand an? Bist du nun besser mit dir selbst zufrieden?

DIOKLES. Immer besser mit andern, und immer schlechter mit mir selbst. Es geht noch nicht recht, wie du siehst.

LUCIAN. Im gegentheile, du bist auf dem nächsten wege zur genesung. In deinem vorigen leben wars gerade umgekehrt, nicht wahr?

DIOKLES. Ich kanns nicht läugnen.

LUCIAN. Damals verglichst du immer die andern mit *dir*, und glaubtest dabey zu gewinnen, weil du dich selbst in dem täuschenden spiegel des



eigendünkels fahst. Was du *dich selbst* nanntest, war nur *deine meynung von dir selbst*; ein gewand, aus tausend bunten glänzenden erborgten lappen zusammengeflickt, das du dir, so gut du konntest, anzupassen suchtest. Nun, da diese lappen einer nach dem andern von dir abfallen, schämst du dich deiner naktheit, mehr, weil du nicht gewohnt bist dich nackt zu sehen, als weil du dich deiner eigenthümlichen gestalt zu schämen hättest. Daher die unzufriedenheit mit dir selbst. Die veränderung ist noch zu neu. Du bist wie einer, der den arm, den er verlohren hat, instinktmässig immer noch gebrauchen will, weil er immer wieder vergißt das er ihn nicht mehr hat. Deine lappen sind, durch den Mechanismus der gewohnheit, theile von deinem vermeynten Selbst geworden, und es geht dir izt wie jenem nackten Indianer, da er zum erstenmal einen Europäer sich entkleiden sah.

DIOKLES. Du wirst mir doch gestehen, das es nicht angenehm ist, sich auf einmal so arm zu finden; zu sehen, das beynahe alles was man für  
eigen-



eigenthum, vorzug, vorrecht, verdienst, anseh —  
 nur täuschung war. Du wirst mich schwerlich über-  
 reden können, daß ich durch die entdeckung mei-  
 ner naktheit gewonnen habe; und ich begreiffe  
 nicht, wie ihr andern einwohner Elysiums glücklich  
 seyn könnet. Ihr müßt ein geheimnis besitzen,  
 zu welchem man mich noch nicht zugelassen hat.

LUCIAN. Ganz und gar keines. Alles was wir  
 haben um glücklich zu seyn, hast du auch.

DIOKLES. Und bin nicht glücklich!

LUCIAN. Das wird sich geben, bruder. Du bist  
 noch wie ein kind, das zwar augen und ohren,  
 hände und füsse so gut wie ein erwachsner hat,  
 aber sie nur noch nicht zu gebrauchen weiß.

DIOKLES. Es *muß* wohl so seyn; aber, ich sehe  
 noch nicht, *wie* es so ist. Sage mir nur eins, Lu-  
 cian. Wie könnt ihr einander lieben, da, wie du  
 sagst, jeder den andern ohne alle täuschung sieht,  
 folglich just so arm und nackt, als er seyn muß,  
 wenn er von dem allen entkleidet ist, was du *fremde*

*lap.*



*lappen* nennst. Z. b. der DIOGENES, den du einst bewundertest —

LUCIAN. Daran that ich freylich unrecht! ich hätt' ihn *nicht* bewundern sollen. — Oder, richtiger zu reden, ich hätte mir nicht *einbilden* sollen, daß ich ihn bewundere. Dafür bin ich aber auch *izt* von dergleichen einbildungen von grund aus geheilt.

DIOKLES. Was ist *er* dir denn *izt*?

LUCIAN. Ein mensch wie ein anderer.

DIOKLES. Du liebest ihn also auch nicht mehr als jeden andern, der weiter nichts als ein mensch ist?

LUCIAN. Als ob das nicht das beste und herrlichste wäre, was einer seyn kann der kein Gott ist? Siehst du, guter Diokles, wir sind hier alle *nichts als menschen*, und die menschheit ist das einzige was wir an einander hochachten und lieben.

DIOKLES. Die *vorzüge* also, die ein mensch in seinem leben gehabt, die verdienste, die er sich um die welt gemacht hat, helfen ihm hier *nichts*?

Wielands kl. prosais. Schrift, II. B. B Lu-



LUCIAN. Wenn er einmal hier ist, nicht einen Deut.

DIOKLES. Das ist mir unbegreiflich.

LUCIAN. Das glaube ich gerne! wenn du länger unter uns gewesen seyn wirst, wird dir nicht? unbegreiflich vorkommen.

DIOKLES. Also, deine PANTHEA, sogar diese Panthea, die, wenn du ihr nicht abscheulich geschmeichelt hast, so schön, so gut, so vollkommen war —

LUCIAN. (lächelt.)

DIOKLES. — dafs du, um ihre gestalt zu schildern, nicht nur die grössten bildner und mahler, ja die göttlichsten der dichter, HOMER und PINDAR selbst, sondern, um alle schönheiten und gaben ihrer sêle darzustellen, sogar die ASPASIEN und THEANO'S und SAPPHO'S und die sokratische DIOTIMA herbeyruffen mustest, um aus allem, was an den schönsten bildern und den schönsten charaktern, die jemals gewesen sind, das schönste



ste war, wie ein andrer ZEUXES, das bild dieser vollkommenen frau zusammenzusetzen — diese deine PANTHEA also gilt hier nicht mehr als die erste beste bürgerfrau von Smyrna, ihre landsmännin, von der sich weiter nichts sagen läßt, als dafs sie eine liebe gute ehrliche frau war?

LUCIAN. Nun, ja, wenn die bürgerfrau von Smyrna das alles war, wozu die natur das weib bestimmt hat, und wodurch sie ihrem hauswesen nützlich seyn konnte, ihrem manne hold und treu, die mutter schöner und gutartiger kinder, eine verständige hauswirthin, eine gute spinnerin, wückerin, stickerin, — wenn sie, wie HOMERS göttliche *Penelope*, lieber in ihrem *Gynäceon* unter ihren mägden oder töchtern sass und arbeitete, als schalen ergötzlichkeiten nachlief, oder ihre zeit in zwecklosen gesellschaften, mit plaudern und verläumden, und müßiggang tödtete u. s. w. — kurz, wenn sie *jede tugend ihres geschlechtes und standes* besafs, mehr *war* als *scheinen wollte*, und in einem engern kreise von würksamkeit, vielleicht nur desto



mehr gutes stiftete — welches alles, wie du siehst, ein sehr möglicher fall ist: so hat PANTHEA, mit allen ihren gaben, hier keinen vorzug vor ihr; und, was dir vielleicht noch seltsamer vorkommen wird, so mäßst sie sich auch keinen an.

DIORLES. Da muß etwas seyn, worin wir uns nicht verstehen. Aber, ich glaube dich zu merken. Deine PANTHEA war — nicht so vollkommen als du sie darstelltest. Du hast die erlaubnis, die man den porträtmalern giebt — zu verschönern ohne unkenntlich zu machen — ein wenig weiter getrieben als recht ist.

LUCIAN. Dafs das ganze spielwerk, nach *Zeuxis* art, aus lauter bildern zusammengesetzt, folglich ein IDEAL seyn sollte, sagt die überschrift. Aber um dem ganzen doch eine art von poetischer wahrheit zu geben, suchte ich mir das vollkommenste weib dazu aus das ich kannte, und dies weib war PANTHEA. Sie war wirklich eine sehr schöne, und (was nicht alle schönen find) eine sehr lebenswürdige frau; und das war schon viel. Aber  
 sie



Sie war noch überdies die geliebte eines Kayfers.  
 Dies stellte sie in einen lichtstrom, worinn auch  
 flecken zu schönheiten werden: wie vielmehr muß-  
 te der glanz so vieler vortreflichkeit dadurch erhöht  
 werden! Aber auch dies war noch nicht alles. Ich  
 hatte freyen zutritt bey ihr; sie schätzte meine ta-  
 lente; zählte mich unter ihre freunde. Rechne  
 nun den grad der *täuschung* zusammen, den so viel-  
 erley zugleich wirkende täuschende ursachen ma-  
 chen mußten. Der *reiz* einer Schönen ist an sich  
 selbst schon ein so mächtiges *Philtron*! Ihre *gunst*,  
 auch der kleinste antheil daran, ein noch mächti-  
 gers! Nimm noch dazu *die geheimen hoffnungen*,  
 die mit der gewogenheit der Großen verbunden  
 sind, und unvermerkt zu leisen triebfedern eines  
 selbstbetruges werden, den wir um so weniger ge-  
 wahr werden, weil wir ihn nicht sehen wollen. —  
 Ich rede izt als ob wir noch *da oben* lebten, wo  
 man *betrügt* und *betrogen wird*. — Wir hielten uns  
 nicht für schmeichler, weil wir *in einem verfäl-*  
*schenden helldunkel* die vollkommenheiten wirklich  
 zu sehen glaubten, die wir anpriesen. Gleichwohl,



so viele täuschende umstände auch hier zusammen kamen, war meine verblendung doch nicht groß genug, daß ich mir nicht bewußt hätte seyn sollen, daß *Panthea* weder ein überweibliches noch überirdisches wesen sey. Aber, ich wollte mir eine art von verdienst um sie machen, und ich wußte ungefähr, wieviel die eitelkeit einer schönen frau ertragen kann. *Panthea* war wirklich eine so bescheidene Schöne, als vielleicht wenig andre in ihren umständen gewesen wären; und doch — solltest du es glauben? — hatte sie gegen eine abbildung, worin sie als das urbild aller vollkommenheiten, die in einem weiblichen wesen beysammen gedacht werden können, aufgestellt wird, nichts ernstlichers einzuwenden, als — die abergläubische furcht, die „Göttinnen, mit denen ich sie verglichen hatte, „möchten ihr, die doch nur eine sterbliche wäre, „die vergleichung übelnehmen, und es ihr entgelten lassen.“

DIOKLES. Wahrlich, ein wohl angebrachter zug von gottesfurcht!



LUCIAN. Glücklicherweise sehe ich *sie selbst* dort hinter den myrten hervorkommen. — Wir wollen ihr entgegen gehen! — Du wirst sehen, daß sie kein bedenken tragen wird, noch freyere geständnisse zu thun, als ich in ihrem namen hätte thun dürfen. — Wir sprachen eben von dir, schöne Panthea.

PANTHEA. (*lächelnd*) Von mir?

LUCIAN. Die wahrheit zu sagen, nicht sowohl von dir, als von dem Ideal einer vollkommenen schönen, dem ein gewisser *Lucian von Samosata*, der sich für MICH ausgab, deinen namen lieh — weil das bild doch einen namen haben mußte, und weil er im ganzen reiche der Cäsarn keinen andern fand, der ihm mehr ehre und beglaubigung geben konnte.

PANTHEA. Und, wenn mir recht ist, lebte damals eine gewisse *Panthea von Smyrna*, die sich für MICH ausgab, und sich sehr geschmeichelt fand, ihren namen unter das meisterstück eines so berühmten redekünstlers gesetzt zu sehen?

DIORLES. (*vor sich*) Wie ich höre, sind die hübschen leute sogar im Elysium noch nicht ganz



von der schwachheit frey einander schmeicheleyen zu sagen.

PANTHEA. Aber wir waren doch beyde sehr alberne kinder, du, da du mich bereden wolltest, *deine Panthea* für *mein* bildnis zu halten; Ich, da ich mir einbildete, dafs du es wohl *selbst* dafür halten könntest?

LUCIAN. Du verschweigst doch noch das beste, schöne Panthea.

PANTHEA. Wie so?

LUCIAN. Dafs die Dame, die sich für *dich* ausgab, sich wirklich überreden liefs, das götterbild für das ihrige zu halten.

PANTHEA. Siehe, lieber Lucian, wir haben hier keine geheimnisse mehr für einander. Eine schöne frau auf der oberwelt hört sich wenigstens eben so gerne loben als ein Philosoph, oder ein witziger schriftsteller. Lob, so unverdient es auch seyn mag, klingt in jenem lande der täuschungen immer angenehmer als der heilsamste tadel. Und dann



dann mußt du auch bedenken, daß es nur von *dir* abhing, anstatt der witzigen *lobschrift* eine eben so witzige *Satyre* auf mich zu machen — und daß *ich* dies wußte. Dir kostete das eine nicht mehr witz als das andre, und der welt würde der *spötter* LUCIAN unfehlbar mehr vergnügen gemacht haben als der *schmeichler* LUCIAN. War es nicht billig von mir, dir das opfer, das du mir dadurch brachtest, zum verdienst anzurechnen?

LUCIAN. Es war mehr als billig, schöne Panthea, es war sogar großmüthig. Denn es kam doch nur auf Dich an, zu sehen, daß ich ziemlich gewiß berechnen konnte, das, was ich mit diesem opfer bey dir gewann, sey mehr werth, als was ich bey der welt dadurch verlohre.

PANTHEA. Am ende wird denn wohl herauskommen, daß wir uns beyde in unsrer rechnung betrogen?

LUCIAN. Oder, daß wir just so handelten als ob wir einander in's spiel gukten. Denn, ungeachtet des verdienstes, das die schöne Panthea mir so



hoch in rechnung brachte, erinnere ich mich doch nicht, daß ich viel mehr dadurch bey ihr gewonnen hätte, als ich mit einem pár versen um einen blumenstrauss zu ihrem geburtstage, hätte gewinnen können.

PANTHEA. Und Lucian würde sein schönes Ideal nicht um ein här schlechter gemacht haben, wenn er auch weniger auf meine dankbarkeit gerechnet hätte. Denn, er machte es doch mehr *sich selbst* zu gefallen, als *mir*.

DIOKLES. (*vor sich*) Sie sind offenerziger als ich dachte!

LUCIAN. Wie dem auch seyn mag, *das* solltest du uns doch gestehen, daß du nicht ganz aufrichtig warst, als du mir wissen ließest, „du wärest gar „keine freundin von übertriebnen schmeicheleyen.“

PANTHEA. Da irrest du dich doch wohl ein wenig, Lucian.

LUCIAN. Wer war denn die Dame, die mir sagen liefs: „sie sey versichert, ich würde sie nicht

„so



„so sehr gelobt haben, wenn es mir nicht von her-  
zen gegangen wäre?“

PANTHEA. Und gerade *daraus* solltest du ge-  
schlossen haben, daß ich aufrichtig war. Allerdings  
war ich keine freundin von *übertriebenen* schmei-  
cheleyen; aber ich hielt die deinigen *nicht* für  
übertrieben.

LUCIAN. (*lächend*) O, o, das ist allerdings  
woran ich nicht dachte! Das verschließt mir den  
mund auf einmal.

PANTHEA. Was willst du, Lucian? Ich war  
ein weib —

LUCIAN. Und, aufrichtig zu seyn, meine  
schmeicheleyen waren wenigstens (*lächelnd*) so  
scheinbar, so wahrscheinlich —

PANTHEA. Spötter! — wenigstens mit so viel  
witz und feinheit angebracht, so neu und gefällig  
eingekleidet, so schön gesagt! — Das vergnügen  
von einem manne, der so loben kann, gelobt zu  
werden, ist ein zu berauschender trank, um das  
bis-



bisgen vernunft nicht zu übertäuben, das der eitelkeit in dem kopfe eines schönen weibes die wage halten soll. — Doch, vergieb, Lucian, daß ich dir nicht länger das vergnügen machen kann, dich und deinen freund hier auf kosten meiner ehemaligen chorheit zu belustigen. Ich muß einen kleinen flug nach der oberwelt thun. — (*Sie verschwindet.*)

DIOKLES. zu LUCIAN. Einen flug nach der oberwelt? Sie wird doch nicht spuken wollen? Wenigstens habe ich nie gehört, daß sich jemand gerühmt hätte, ein so liebliches gespenst gesehen zu haben.

LUCIAN, Das ist ein räthsel, das ich dir vielleicht ein andermal auflösen darf. Sage mir izt, wie gefiel dir Panthea? Ist sie nicht schön?

DIOKLES. Noch lebenswürdiger als schön, wie du sagtest. Aber noch immer sehr schön, wiewohl der contur ihrer wangen nicht ganz so sanft abgeründet ist als an der *Venus des ALKAMENES*. Und, wenn ich dirs frey gestehen darf, der zug ihrer augenbrauen däuchte mir gerade darum desto geistrei-

rei.



reicher, weil er nicht so mit dem zirkel gezogen ist, wie an dem *meisterstücke des PRAXITELES*. Auch ihre stirne schien mir merklich breiter, als sie seyn müßte, um der *knidischen Venus* so gleich zu seyn, und ihre lippen länger und schmaler als die den kufs herausfordernden lippen *der Roxane des AETION*. Und doch däuchte mir, andre lippen und eine andre stirne würden ihrem gesichte nicht so gut anstehen als ihre eignen.

LUCIAN. So, daß du also findest, ich habe ihr gerade dadurch unrecht gethan, daß ich sie schöner mahlen wollte als sie ist?

DIOKLES. Ich denke, dies mag beym *verschönern* wohl oft der fall seyn.

LUCIAN. Da hast du recht. — Aber wie gefällt dir die aufrichtigkeit, die unter uns eingeführt ist? Dünkt dich nun nicht, daß wir sehr angenehm zusammen leben? Und fühlst du nicht, daß du die schöne Panthea lieben könntest, wiewohl du sie ohne irgend eine art von täuschung siehst? Denn du wirst vermuthlich wahrgenommen haben, daß die



*begierde*, die dort oben die natürliche Wirkung der Schönheit hindert, unter die Dinge gehört, die wir zurückgelassen haben.

DIOKLES. Ich hatte immer gehört, die Schönheit sey das *was die begierde reitze*. Izt erklärt mir meine eigne Erfahrung, warum du sagtest, die *begierde hindre* die natürliche Wirkung der Schönheit. Ich denke du hast vollkommen recht. Schönheit für sich allein wirkt bloßes Wohlgefallen und gewährt reinen ruhigen Genuß. Begierde hingegen ist körperlicher Reiz, der, auch ohne von der Schönheit erregt zu werden, für sich selbst wirken kann, und durch die unruhige Bewegung, wodurch er die Heiterkeit der Seele trübt, der reinen Wirkung des Schönen nothwendig hinderlich ist.

LUCIAN. So ist's, denke ich: wiewohl, so lange wir unter den Sterblichen leben, geheime Triebfedern, von der Natur zu gemeinnützlichen Endzwecken angebracht, auch die Schönheit zu einem natürlichen Mittel machen, die Begierde zu erwecken. Daher ist es zwar unschicklich, Reiz und Schönheit zu



verwechfeln; aber eben fo unlängbar, daß ſchönheit *reizt*, als daß reiz *verſchönert*. Da dies letzte aber bloß *täuſchung* iſt: ſo erſcheint uns andern Elyſiern nichts ſchöner als es wirklich iſt; und die ſchönheit erzeugt in uns reine liebe, ohne fremdes zugemiſch. Kurz, die berühmte *platonische liebe*, die auf der oberwelt den meiften lächerlich, bey manchen betrügeriſche anmaſung, bey einigen ſchuldloſer ſelbſtbetrug, bey andern verdienſtloſe wahrheit, und nur bey ſehr wenigen verdienſtliche täuſchung iſt — dieſe platonische liebe iſt die einzige, deren wir fähig ſind — das *ſchwärmeriſche* ausgenommen, welches, als fremder unreiner ſatz, von ihr abgeſchieden wird.

DIOKLES. Aber gerade dieſe ſchwärmerey, dieſe ſchöne ſelentrunknenheit, die uns die gegenſtände unſrer bewundrung, unſrer liebe, unſers verlangens, in einem ſo zauberiſchen lichte zeigte, machte die *höchſte wonne* unſers vorigen zuſtandes aus —

LUCIAN. Und ſeine *bitterſten qualen*. Denn die unglücklichſten menſchen, die ich je gekannt habe,



waren gerade diese so leicht zu beraushenden sê-  
len, die, in ihrer trunkenheit, sich, wie Bacchan-  
ten, stark genug fühlten eichen zu entwurzeln, und,  
wenn der taumel vorüber war, von einem strohhalm  
zu boden fielen; die jeder genuss zu Göttern mach-  
te, und jeder verlust an *Ixions rad* heftete.

DIOKLES. Aber kannst du läugnen, dass es ei-  
ne art von schwärmerey giebt, die uns wirklich  
veredelt, wirklich glücklich macht?

LUCIAN. Glücklich? Ja, so glücklich als ein *Bac-  
chusfest* machen kann; denn, was auch die ursache  
seyn mag die uns berauscht, die trunkenheit selbst  
ist — trunkenheit, und die wirkungen sind unge-  
fähr die nemlichen.

DIOKLES. Ich hatte unrecht, mich eines wor-  
tes zu bedienen, das mich unverständlich macht.  
Ich wollte sagen, giebt es nicht eine art von be-  
geisterung, wo das anschauen der schönheit, der  
vollkommenheit, des göttlichen, wo es auch sey,  
— die sêle ergreift, erhebt, über alles irdische,  
körperliche, beschränkte und vergängliche empor-  
reißt;



reißt: sie, so lange dies anschauen dauert, (wär's auch nur auf augenblicke) ganz durchglüht, verherrlicht, beseligt, vergöttert?

LUCIAN. Aus *meinem* munde sollte es dich wohl befremden JA zu hören? Aber bilde dir ein, daß es PYTHAGORAS oder PLATO sey, der dir durch mich antwortet. Ja, Diokles: es giebt einen solchen zustand; und er ist uns bewohnern Elysiums viel weniger fremde, als er's dort oben ist, wo ein becher wein von Chios, der kuss einer Glycerion, das lächeln eines Grossen — freylich nur *narren*, aber *wer ist dort nie narr gewesen?* — zu Göttern machen kann. Nur, was bey den menschen fast immer ganz, oder doch zum theil blosses spiel der sinne und des wallenden blutes, oder blendwerk der einbildungskraft und überspannung der sêle ist, ist hier WAHRHEIT; und wenn *dort oben* jeder, der etwas von dieser art erfahren zu haben meynt, nicht laut genug krähen, nicht hyperbolisch genug davon schwatzen kann: so sind *hier* die heiligsten augenblicke der freundschaft, der reingestimmtesten Sympathie, kaum heilig genug, von empfindungen oder



erscheinungen dieser art, auch nur in abgebrochenen lauten zu reden. Es sind MYSTERIEN, in welchen wir alle *initiirt* sind, wiewohl nicht in einerley graden — aber *aus dem Heiligthum der Menschheit* plaudern nur schwätzer, die kaum hineingeblickt haben, und werden dafür gestraft, daß sich die thüre vor ihnen zuschließt eh sie hineingekommen sind.

DIOKLES. Aber woran erkennt ihr, daß es nicht auch *bey euch* täuschung ist, was ihr in einem zustande, wovon sogar zu reden verboten ist, zu erfahren glaubt?

LUCIAN. In jedem gefunden zustande der sêle — wie vielmehr in der tiefen stille und reinen klarheit, worinn die Weisen im Elysium leben — ist nichts untrüglicher als der Charakter, welcher wahres und falsches unterscheidet. Licht und finsternis sind einander nicht mehr entgegen. Wahres gefühl des Göttlichen unterbricht die stille der sêle nicht — es macht sie vielmehr noch stiller, kehrt sie noch unverwandter in ihr innerstes. Derjenige, dem die-

fer



fer sinn aufgeschlossen ist, spricht nicht von dem  
 was er sieht, was er fühlt: aber sein ganzes wesen,  
 seine ganze art zu seyn und zu würken spricht da-  
 von. Du kannst etwas diesem ähnliches an den gro-  
 ßen menschen wahrnehmen, denen die Natur das  
 geheimnis der künste entriegelt hat. HOMER schrieb  
 kein buch von der dichtkunst, aber er machte seine  
*Ilias*; PHIDIAS, PRAXITELES, APELLES, schrie-  
 ben keine theorien, definierten das erhabne, die  
 schönheit, die Grazie, nicht: aber ihre werke spie-  
 geln die Idee des Göttlichen zurück, die sich ihrer  
 sêle eingesenkt hatte. Sie schwazten eben darum  
 nicht davon, weil sie *gesehen* hatten was die schwätz-  
 er nie sahen; versuchten eben darum nicht es zu  
 erklären, weil sie es als unerklärbar *fühlten*: sie  
 machten's, und stellten's dar — denen welche se-  
 hen können. Dies ist der charakter des POETEN,  
 des wahren *Machers*; und in diesem sinne ist jeder  
 ächte künstler POET — ein kläglich entweyhtes,  
 bey nahe schambares wort, aber ehrwürdig dem,  
 der seinen sinn umfassen kann, wie es *unsern Alten*  
 war! — Bloß aus diesem grunde läßt sich das was



in der kunst das höchste ist, was der wahre künstler selbst mehr fühlt als erkennt, oft nur vorüberblitzen sieht, nur von fernher ahndet, eben darum läßt sich das *nicht* lehren. Kein fleiß, keine nachwachen, keine nachahmung, kein studium, wird es *dem* erschwerlich noch erreichbar machen, *dem* es DIE NATUR *nicht* offenbart. Und aus eben diesem grunde können alle schriften eines *Plotinus* und *Iamblichus* wohl eine menge theosophischer schönredner und grofssprecher — vielleicht auch einige schwärmer, träumer, und narren —, aber keinen APOLLONIUS machen. Dies ist alles, Diokles, was ich dir izt über diese sache sagen kann,

DIOKLES. Und ist genug.





## DRITTER DIALOG.

*Die Scene ist in einem Hayn, der mit spaziergängen und lauben durchschnitten ist.*

PHAON, NIREUS, *hernach* SAPPHO,  
*und zuletzt noch* ANAKREON.

PHAON. Schöner unbekannter — höre mich nur  
einen augenblick.

NIREUS. Was verlangst du von mir?

PHAON. Sage mir aufrichtig wo bin ich? wer  
bin ich? und was soll ich hier?

NIREUS. Welche fragen! Du bist im Elysium —  
wer du bist, kannst du selbst am besten wissen —  
und was du hier sollst, wird sich geben, wenn du  
eine zeitlang da gewesen bist.

PHAON. Ein seltsamer ort! das muß ich ge-  
stehen, und seltsame einwohner! Wenn ich mir  
nicht noch ganz genau bewußt wäre, daß ich Phaon  
bin, so müßt' ich glauben, jemand hätte mir meine  
eigene person abgetauscht.



NIREUS. (*vor sich.*) Der mensch ist noch ganz neu, wie ich sehe, und hat viel abzustreifen. — (*zu Phaon.*) Und wer glaubtest du denn auf der oberwelt zu seyn?

PHAON. Ich glaubte nichts zu seyn als was ich war. Ich wurde einhellig für den schönsten jüngling meiner zeit gehalten.

NIREUS. (*Sieht ihn lächelnd an.*) Du? — Du warst vermuthlich ein Scythe?

PHAON. Eine feine vermuthung, bey Cythereen! Was für augen habt ihr im Elysium? Gleichwohl, schön wie du selbst bist, solltest du einen Griechen, und, so wahr mir Amor gnädig sey! dein eigenes bild in mir erkennen.

NIREUS. Erkennst du das Deinige in *mir*?

PHAON. (*Sieht ihn an und verwirrt sich.*) Das ist doch nicht auszuhalten! Lieber wollt ich dem *Sisyphus* seinen stein wälzen, oder den *Danaiden* ihr faß füllen helfen!



NIREUS. Was hast du, daß du so unruhig scheinst? Deine farbe wird immer düstrer, und deine bildung immer ungestalter!

PHAON. Und das schlimmste ist, sobald ich dir in die augen sehe, so komm ich mir selbst so vor. Ia, der erste beste, der mir in diesem unbegreiflichen lande begegnet, würkt das nehmliche. Ich begreiffe nichts von dieser seltsamen bezauberung. Wo ich hinblicke, bin ich von spiegeln umgeben die mich häßlich machen; und es giebt einige, deren anblick ich gar nicht aushalten kann. Gleichwohl bin ich der nehmliche PHAON, der noch vor kurzem *der schönste unter allen Griechen* hiefs.

NIREUS. Das will ich dir wohl glauben, weil du mirs versicherst.

PHAON. Du würdest es dir selbst geglaubt haben, wenn du mich gesehen hättest. Ich war so schön, daß die leute nicht begreifen konnten, wie einer, den weder ein unsterblicher gezeugt noch eine Göttin gebohren, ohne wunder so schön seyn



könne, und daher auf die einbildung verfielen, die *mutter der liebe* selbst habe mich zur belohnung eines ihr geleisteten dienstes mit übernatürlichen reizungen begabt. Die menge meiner liebhaber war so groß, daß sie mir zur last wurde. Alle mahler mahlten nur mich. Alle weiber verlohren ihre ruhe um meinetwillen, und SAPPHO, die berühmte fängerin von Lesbos, sogar ihren verstand. Das arme mädchen stürzte sich aus verzweiflung, weil sie alle ihre feurigen lieder an mir verschwendet sah, vom Leukadischen felsen herab; um dessen klippen, wie man sagt, ihre lieblich wehklagende stimme noch immer in stillen nächten umher irret, und mit schwachem in thränen erstiktem tone, Phaon, Phaon! ruft.

NIREUS. Dafür hat sie büßen müssen!

PHAON. Mir selbst gereichte meine schönheit endlich zum verderben. Ein brutaler eifersüchtiger, der mich fand wo er nicht erwartet war, versetzte mich mit einem dolchstoss hieher, — wo ein feindfeliger Dämon mich angeblasen. und (wie ich nicht  
mehr



mehr zweifeln kann) alle augen, ohne meine eigenen auszunehmen, zu meinem nachtheil bezaubert hat. Es ist eine sehr unangenehme veränderung, das kannst du mir glauben!

NIREUS. Armer Phaon, ich begreiffe wie dir zu muthe ist. Was du izt erfährst, hab' ich ehemals, da ich hieher kam, auch erfahren. Ich bin NIREUS. —

PHAON. Wie? Du bist Nireus?

Nireus, Aglajas sohn und sohn des königs Charopos

Nireus der schönste der männer die gegen Ilion zogen,

Nach dem tadellosen Achilleus vor allen der schönste?

NIREUS.

Aber weichlich er selbst, und gering die zahl seiner streiter. (\*)

C 5

PHAON.

(\*) Ilias ges. II. v. 657. u. f. Stollb. übersf.



PHAON. (*mit einer selbstgefälligen mine.*) Nun, so unbescheiden bin ich nicht, daß ich mich mit Dir vergleichen sollte — wiewohl mirs, bey dem Castor! nicht an schmeichlern gefehlt hat, die mich den Nireus meiner zeit, den zweyten Hyacinthus, und den wieder ins leben zurückgerufen Adonis nannten. Und ich will dir sogar gestehen, daß es augenblicke gab, wo ich mir selbst kaum getraute in einen brunnen zu sehen, ohne vor dem schicksal des Narcissus zu erzittern.

NIREUS. (*vor sich.*) Der widerliche mensch!

PHAON. Laß dich umarmen, schöner Nireus! Mir ist, ich erkenne mich selbst wieder in Dir — laß dich umarmen!

NIREUS. (*zurückweichend.*) Du übereilst dich, Phaon!

PHAON. (*als ob er vor sich selbst zurückfahre.*) Weh mir! Welch eine plötzliche verwandlung! So wahr mir Venus helfe, ich begreiffe nichts davon.

NIREUS. Ich begreiff es sehr wohl.

PHAON.



PHAON. Aber sagtest du nicht, du hättest, als du hieher kamst, eben das erfahren? Gleichwohl hast du deine ganze schönheit wieder erhalten. O sage mir, schöner Nireus, ist denn keine hoffnung für mich, daß ich wenigstens nur wieder werde was ich gewesen bin?

NIREUS. Davor mögen die guten Götter dich bewahren!

PHAON. Du bist grausam.

NIREUS. Und Du verstehst mich nicht.

PHAON. Ich frage bloß, ob kein mittel ist, wodurch ich meine natürliche gestalt wieder erlangen könnte?

NIREUS. Allerdings giebts ein mittel. Hier im Elysium giebts mittel für alles: denn die unheilbaren, wenn welche sind, kommen nicht zu uns.

PHAON. So beschwör ich dich bey den Grazien, entdeck es mir! Ich vergehe vor ungeduld, bis du mir sagst was ich thun muß.



NIREUS. Für *Dich* weiß ich nur *Ein* mittel —  
suche den AESOPUS auf, liebe ihn und gewinne  
seine gegenliebe!

PHAON. Wie? den kleinen buklichten glaz-  
köpfigen zwerg mit der breiten vorgedrükten stir-  
ne? mit den tiefliegenden augen? mit der faunen-  
nase, und dem weiten sehundsachen? — Der vor-  
hin, an die schöne RHODOPE gelehnt, bey mir  
vorbey schlenderte?

NIREUS. Wie du ihn beschreibst! Er wird dir  
wohl schöner vorkommen, wenn du genauer mit  
ihm bekannt wirst.

PHAON. Du spottest meiner. Ich habe solche  
mißgeschöpfe nie leiden können. Es ist als ob al-  
les um sie her von ihrer häßlichkeit angesteckt wür-  
de. Ich versichre dich, da er im vorübergehn nur  
einen blik auf mich warf, war mir einen augen-  
blik lang als ob ich in einen Affen verwandelt  
wäre.

NIREUS. Das ist schon ein gutes zeichen, Phaon.

PHAON.



PHAON. (*ungehalten.*) Der vorzug, den du über mich zu haben glaubst, macht dich übermüthig. Ich dächte doch nicht dafs ich dir ursache gegeben hätte mir so zu begegnen.

NIREUS. (*gelaßen.*) Du kannst dich hier noch in nichts finden. Gedulde dich! Es wird besser gehen, wenn du erst bey uns angewohnt bist. Ich dachte gleich, dafs dir mein mittel widersinnisch vorkommen würde. Aber du wolltest es wissen, und, ich wiederhohle dirs, ich weifs kein anders. Fahrwohl. (*Nireus entfernt sich.*)

PHAON. (*ihm nachsehend, vor sich.*) Wie schön er ist! Wenn er sich in dieser gestalt zu Olympia zeigte, die Griechen würden ihn für den Merkur oder den ewigjungen Apollo ansehen. — Ich möchte rasend werden! Mit jedem Augenblicke komm' ich mir ungestalter vor. Es muß mit zauberey zugehen, anders ist's nicht möglich — Ich kann's nicht länger ertragen. (*Er geht tiefer in den Hayn; indem begegnet ihm SAPPHO, die aus einer laube hervorkommt.*) Aber, wer ist die Nymphe, die, mit  
so



so reizendem anstand, eine Lyra von elfenbein im schönen arme, aus jener laube hervorgeht? — Wie? seh ich recht? — Warlich, beym Castor! es ist die *Lesbische Sängerin*, es ist *Sappho* selbst! — Ich muß ihr ausweichen. — Aber sie geht auf mich zu — sie lächelt mir — o! gewiss liebt sie mich noch! — so ist doch wenigstens Eine person hier, in deren augen ich noch der schöne Phaon bin! — Ich will ihr entgegen gehen —

SAPPHO. Wie? der schöne Phaon auch im Elyäum?

PHAON. (*vor sich.*) Dacht ichs nicht! — Willkommen, dichterin. Du hast mich wohl nicht so bald in diesen gegenden zu sehen gehoft?

SAPPHO. (*lächelnd.*) Hat sich vielleicht eine grausame gefunden, die mich an dir gerochen hat? Hast du dich auch vom Leukadischen felsen herabgestürzt?

PHAON. Vergieb mir deinen tod, reizende SAPPHO — Ich glaubte nicht, daß dich die liebe

bis



bis zu einer so ernsthaften verzweiflung treiben würde.

SAPPHO. Es war ein kindischer zustand, was wir da oben Leben nannten! Wenn ich izt an meine lieder denke, Phaon, — (*Sie hält die hand vors gesicht.*)

PHAON. Laß sie dich nicht gereuen, schöne Sappho! Phaon sieht dich jezt mit ganz andern augen an —

SAPPHO. (*ihm schnell ins wort fallend.*) O gewiß nicht mit verschiedenern, als womit Sappho den schönen Phaon ansieht.

PHAON. (*erschrocken.*) Wie so? was willst du damit sagen? — (*vor sich.*) Götter! ich werde mir doch nicht zuviel geschmeichelt haben?

SAPPHO. So gefalle ich dir hier wirklich besser als zu *Mitylene*?

PHAON. Und du — findest du mich so verändert von dem was ich war, als du mein herz — Venus mußt' es in ihrem zorne verhärtet haben! —  
durch



durch so feurige lieder in liebe zu zerschmelzen suchtest?

SAPPHO. Erwinnere mich nicht mehr daran! Mir wird gleich so wunderbar hier — (*sie legt die hand auf den magen.*) — Ich finde dich gar nicht verändert.

PHAON. (*lebhaft, indem er sie bey der hand nehmen will.*) Wirklich nicht?

SAPPHO. (*Die hand zurückziehend.*) Ich finde dich noch eben so blond, noch eben so krauslockig, blauaugig, lilienwangig, kirschenlippig, noch eben so weich und zart, und wie mit lauter rosen und küssen aufgefüttert, als ehemals — Kurz, Phaon du bist so schön, daß — mir ganz übel davon wird. (*Sie bricht einen zweig von einem blühenden Citronenbaum ab, und hält ihn vor den mund.*)

PHAON. Mir sollen die Grazien den rücken kehren, wenn ich dich verstehe!

SAPPHO. Ich dachte, ich erklärte mich. — Stehst du, schöner Phaon — ich kann mich nicht  
lau-



lange aufhalten — Aber so schöne herren wie du — sind nun, seit ich hier bin, meine tägliche gesellschaft. Es sind ihrer nicht weniger als sieben, und immer einer blonder, süßser, zarter, lilienwangiger, geistloser, unbedeutender, lächer, strohartiger als der andre. Und denke, ich muß sie, diese sieben monden durch, den ganzen tag um mich herflattern lassen, ihre gefühllosen schmeicheleyen, ihren ewigen eintönigen grillengefang, ihr gedankenloses elstergeschwätz anhören, und — darf mir weder die äugen verbinden, noch die ohren verstopfen, noch davon lauffen — und das alles, schöner Phaon. zur strafe, weil ich — so ein albernes ding war, mich; aus ungeduld darüber; daß du so wenig sêle hattest, von dem Leucadischn felsen zu stürzen. Ich versichre dich, mein zustand würde ärger als ein plaz im Tartarus gewesen seyn, wenn nicht alle sieben tage einmal der *eisgraue* NESTOR, und der *alte* SIMONIDES, und der *weise* SOLON, und andre *solche hübsche leute* erlaubnis gehabt hätten, mich zu besuchen und meines leides zu ergetzen.



PHAON. (*vor sich*.) Ich möchte von sinnen kommen.

SAPPHO. Du glaubst nicht, wieviel dieser alte homerische NESTOR über mein herz gewonnen hat! Das nenn' ich einen mann bey dem einem die stunden zu augenblicken werden! Wenn ja noch einer ist, der ihm den vorzug in meiner liebe streitig machen kann, so ist's ANAKREON — der liebenswürdigste, natürlichste, munterste, angenehmste, jugendlichste Greis im ganzen Elysium. Mein guter Phaon! Das sind die männer, von denen ein mädchen im Elysium geliebt zu werden stolz seyn mag!

PHAON. (*vor sich*.) Was sie schön wird, indem sie von den alten eisbärtigen hohlaugigen flussgöttern spricht! — (*laut*.) Wenn du das alles nicht bloß sagst um mich rasend zu machen, so hat der sturz vom leucadischen felsen eine mächtige veränderung in dir gewürkt.

SAPPHO. Das ist auch noch das einzige, weswegen ich dir von herzen gut bin, lieber Phaon; und sobald du deine quarantäne überstanden, und dich



dich zu einem menschen, der in guter gesellschaft einen plaz behaupten kann, abgestreift haben wirst, sollst du keine ursache finden, mich der undankbarkeit zu beschuldigen. Inzwischen fahrwohl! — (*sie wendet sich von ihm ab, um wegzugehen. vor sich.*) Ich kann's nicht länger bey dem widerlichen menschen ausdauern.

PHAON. Du bist ja sehr eilfertig — Suchst du etwa deinen alten Anakreon, oder deu großsvater Nestor auf? — so ersparst du eine mühe — denn, wenn ich recht sehe, so kommt dir *der alte Bacchusbruder von Teos*, seine glatze mit rosen umkränzt, und den vollen becher in der hand, aus jenem seitengang entgegen. (*er weicht auf die seite.*)

SAPPHO. Du hast recht gesehen. — Woher, o Sänger der Grazien, diese unverhoffte erscheinung?

ANAKREON. Die seligen bewohner Elysiums senden mich, schöne Dichterin, dich in ihre versamlung einzuführen. Deine busse ist vorbey — und in diesem goldnen becher, mit wasser aus



*Eethe* gefüllt, bring ich dir ein ewiges vergessen aller thorheiten und plagen deines erdelebens.

SAPPHO. Reiche her — Dies trink ich den schönen Lesbierinnen, dem goldlokigen Phaon, und den Nymfen des Leucadischen felfens zu! — (*Sie trinkt aus, und wirft sich dem Anakreon in die arme.*)

ANAKREON. Komm, meine liebe — *Er singt.*

Ἀἱ Μῆσαι τὸν Ἐρωτα

δησασαί σε φανοῖσι

τῷ Καλλεῖ παρεδωκαν (\*) u. f. w.

*Sie gehen arm in arm singend ab.*

PHAON. Und was aus mir werden soll, darum bekümmert sich niemand — Ein feines Elyfium!

(\*) Die Musen banden Amorn mit blumenkränzen und lieferten ihn der schönheit aus.





## II.

### ÜBER DIE LAGE

### UND DEN GESICHTSPUNCT

*worin wir uns in absicht auf erzählungen von*  
**GEISTERERSCHEINUNGEN** *befinden.*

---

**G**espenster, elementargeister, mittelwesen zwischen engeln und menschen, feuer- und luftgeister, kobolte, bergmännchen und wassernixen, schutzgeister oder plaggeister einzelner menschen, — mit Einem worte, alle arten von *angeblichen erscheinungen* und wunderbaren *einwirkungen unsichtbarer wesen*, werden, aller einwendung einer gesunden Philosophie, und aller durch sie bewürkten aufklärung zu trotz, in der *einbildungskraft* und selbst in dem *herzen* der menschen immer einen fürsprecher finden, der ihre gänzliche verbaannung unmöglich



machen wird. Jede erzählung dieser art, alles was einer *Anekdote aus der geisterwelt* ähnlich sieht, und die wirklichkeit dieser phantastischen wesen zu bestätigen, oder die gründe, womit die vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere theil der menschen — personen, die es auf keine weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie gespenster, geister-erscheinungen, und was in dieses fach gehört, im ernste zu glauben fähig wären — unterhalten sich doch gerne mit gesprächen oder lectüren dieser art. Ja, sogar der philosoph, indem er die wahrheit der begebenheiten, auf welche die geisterseher ihren glauben gründen, läugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Phantasie überschlichen; und ist oft selten von seinen vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinctmäßige neigung zum wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den ungelehrtesten gemein hat, den leisen wunsch, des gegentheils *durch unläugbare thatsachen* überführt zu werden, in ihm erregen sollte.



Eine TRADITION, die so alt als das menschengeschlecht, oder doch gewiss um viele Jahrhunderte älter als die PHILOSOPHIE ist, hat eine art von *allgemeinem glauben* und *consens aller völker* über diese dinge hervorgebracht. Von kindheit an wird unsre einbildungskraft mit bildern, mährchen, und angeblichen geschichten angefüllt, welche sich auf diesen glauben gründen, und ihre ansteckende kraft an uns beweisen, zu einer zeit, da wir uns noch keines betruges versehen, und die vernunft uns noch mit keinen waffen gegen unsre eigne und fremde leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die DICHTER, welche, mit dem wunderbaren die reichste quelle von erfindung und interesse entbehren würden, nähren diese anlage auf eine so verführerische art, daß wir, wenn wir gleich verstand genug haben zu sehen, daß sie uns täuschen, doch mit vergnügen *einwilligen*, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der überzeugung, daß die ganze *maschinerie* ihrer Götter- und Geister-erscheinungen, zaubereyen und féereyen, aus



bloßen geschöpfen ihrer einbildungskraft zusammengeſetzt ſey, ertappen wir uns über einem heimlichen ſeufzer, daß doch dieſe wunderdinge wahr ſeyn möchten; und je empfänglicher unſre ſêle für die einwirkungen dieſer art von dichtungen iſt: deſto geneigter ſind wir, uns durch erzählungen, die ſich (dem vorgeben nach) auf erfahrung und thatſache gründen, von der wahrheit deſſen, was wir wahr zu finden wünſchen, überreden zu laſſen.

Wieviel endlich unter allen völkern die RELIGION beygetragen habe, dieſe Diſpoſition in den gemüthern der menſchen zu verſtärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was iſts wunder, wenn PRIESTER (welche hiebey ein eben ſo begründetes und in verſchiednem betracht ungleich wichtigeres intereſſe hatten als die *Dichter*) geſchäftig geweſen ſind, den glauben an übermenſchliche weſen und übernatürliche wirkungen zu befördern; da ſelbſt ein groſſer theil der PHILOSOPHEN, vornehmlich die von der *Pythagoriſchen*, *Platoniſchen* und *Alexandrinischen ſchule*, dieſen glauben be-



begünstiget, und eine geisterlehre, in welcher alle artikel des popularen aberglaubens unterstützung finden, zur grundlage und zu den hauptpfeilern ihres lehrgebäudes gemacht haben?

Diese *romantische* art zu philosophiren, die zu gleicher zeit der natürlichen trägheit der menschen, und inrer begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen sich in eine desto grössere achtung zu setzen, da sie sich, gleich den *alten MYSTERIEN* (deren stelle sie unvermerkt einnahm) in ein *heiliges dunkel* verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je grösser und abschreckender die schwierigkeiten, in diesen geheimnissen eingeweyht zu werden, je glänzender waren auch die vorthelle der glüklichen, die zu diesem vorzuge gelangten. Die *Magische Philosophie*, deren vorgebliche meister sich des namens der *WEISEN* im erhabensten sinne des wortes anmassen, (wie sie noch bis auf diesen tag thun) versprach nichts geringers als die grösste veredlung der menschheit, erhöhung ihrer natürli-



chen kräfte bis zur gemeinschaft mit der Göttlichen Natur. Sie rühmte sich den *schlüssel* zu besitzen zu den pforten einer *unsichtbaren geistigen welt*, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die *buchstaben* einer schrift zu den *worten*, und die worte zu den *Ideen*, deren bloße zeichen sie sind; oder wie ein todtes steinbild zu einem lebendigen menschen. Sie kannte (ihrem vorgeben nach) nicht nur *alle arten von geistern*, nach ihren verschiedenen ordnungen, stufen, kräften, wirkungskreisen, eigenschaften und verhältnissen; sie besaß auch die mittel mit diesen unkörperlichen wesen in *verbindung* zu treten, die freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit hülfe der einen und der andern die wunderbarsten wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile lehrbegriff und die wenig verständlichen schriften eines PLOTINUS verlohren sich während der langwierigen finsterniß, welche nach zerstörung des alten römischen reiches über Europa kam; aber die begriffe und träume von  
mit-



mittelgeistern und magischen kräften, womit der Norden, so wie der *Orient*, von jeher angefüllt war, erhielten sich: und der immer tiefer einwurzelnde aberglaube, von *Mönchen* und *Romanendichtern* auf alle mögliche weise genährt, überhob die ADEPTEN dieser zeiten der ungelegnen mühe, ihre behauptungen zu beweisen, oder mit der vernunft in übereinstimmung zu setzen. Was wunder, daß selbst während der *dämmerung*, welche im 15ten und 16ten jahrhundert Europa zur wiederherstellung der Litteratur und höhern aufklärung der wissenschaften vorbereitete, jene *Afterphilosophie*, unter dem schutze der ehrwürdigen namen eines HERMES TRISMEGISTUS, ZOROASTER, ORPHEUS, PYTHAGORAS, PLATON u. s. w. sich nicht nur in ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche form gewann, von welcher sich einige der besten köpfe dieser zeiten verblenden ließen?

Irthümer, die den menschen jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche gestalten an, und be-  
die.



dienen sich aller möglichen kunstgriffe, wodurch eine des lichtes noch ungewohnte vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die verfaßer der Ritterbücher gewesen; nun warens Philosophen, Aerzte, Naturforscher, Chymisten, die den popularen glauben an geistererscheinungen, wiederkommende sêlen der verstorbenen, elementargeister, kobolte, prophetische träume und ahnungen, sympathien und antipathien, palingenesien und metamorphosen, kurz, *alle wunder und abenteuer der WEISSEN und SCHWARZEN MAGIE*, in ihren schutz nahmen, und mit neuem ansehen bekleideten. Der glaube an alle diese dinge war im sechzehnten jahrhundert so allgemein, daß man kaum einen berühmten mann dieser zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angestekt gewesen wäre.

Nun hat zwar, dank sey dem himmel! diese *poetische art von Philosophie* seitdem einer andern plaz gemacht, die, mit neuerfundnen *werkzeugen* bewafnet, sich gleichsam *neue sinnen* zu verschaffen,  
und



und damit die größten schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die sich ehemals demjenigen entgegen setzten, der *mit der fackel der beobachtung* ins innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen formen der dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden tage zerflossen, und die *bezauberte welt* von der *natürlichen* auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die einbildungskraft findet immer wieder mittel sich im besitz ihrer alten rechte zu erhalten. Der kreis ihrer wirkksamkeit erweitert sich zugleich mit dem kreise unsrer kenntnisse. Die NATUR (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnisreicher, unerforschlicher; je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche mannfaltigkeit und der grenzenlose schauplaz ihrer wirkungen verschlingt unsern geist; er verliert sich in einem Ozean von wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meynen, doch noch immer unerklärba-



res und unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegne Imagination in ihre alte lage zurückzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten erklärungen alles dessen was im himmel, auf erden, und unter der erden ist, am ende, zu befriedigung unsers vorwitzes gewonnen, als — *erscheinungen* zu kennen, deren *ursachen* — *wirkungen* zu berechnen, deren *kräfte* noch immer geheimnis sind? Und wenn wir auch das ganze uhrwerk der *Körperwelt* bis auf seine ersten bestandtheile auseinander legen könnten: so nöthigt uns doch am ende ein gefühl, dem die vernunft selbst nachgeben muß, GEISTIGE KRAEFTE anzunehmen, welche der *Materie* zusammenhang, bewegung, leben, empfindung und gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die *Philosophie* gefunden hatte; glauben immer, das sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten; und fühlen uns also um so geneigter, je-

dem



dem gehör zu geben, der unsre *einbildungskraft* in erwartung setzt, und ihr eine befriedigung zu versprechen scheint, die sie bey jener vergebens gesucht hatte.

Hiezu kommt noch ein andrer umstand, der eine eben so natürliche folge der aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die *grenzen* unsrer kenntnisse *hinausgerückt* werden; je mehr wir die unerschöpfliche mannichfaltigkeit der Natur im detail ihrer werke kennen lernen, je weiter dehnt sich auch *der kreis des möglichen* vor unsern augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die klasse der viereckichten dreyecke gehört, für *unmöglich* zu erklären.

Seitdem die unerfättliche wissbegierde mit geschärften sinnen in alle elemente eingedrungen ist; seitdem uns die vergrößerungsgläser einen abgrund von physischen wundern, wovon niemand zuvor die mindeste vorstellung hatte, aufgeschlossen haben;  
seit-



seitdem uns die entdeckung neuer, von keinem *Demokrit* oder *Aristoteles* nur geahnter eigenschaften der materie, die Natur von ganz neuen seiten gezeigt, und der unermüdliche fleiß der forscher fast täglich in dem falle ist, auf entdeckungen zu stoßen, welche die hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen — seitdem haben auch unsre begriffe vom wunderbaren und natürlichen, möglichen und unmöglichen, eine merkliche veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen tiefen des Unendlichgrossen und Unendlichkleinen, wo jeder sonnenstaub eine welt, und jede welt ein sonnenstaub, jeder belebte keim eine ganze schöpfung, jeder punct im unermesslichen ein schauplatz ist, zu dessen durchschauung das leben eines menschen nicht zureichte: lernt der mensch bescheidner von seinen einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden *was die NATUR könne oder nicht könne*, je öfter er schon in seinen zu raschen urtheilen durch nachfolgende erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen jahrhunderten hatte das



wunderbare beynahe alle begriffe vom natürlichen aus den köpfen unsrer vorfahren verdrängt: jezt verenget die Natur immer mehr die grenzen des wunderbaren, und wir finden uns auf allen seiten von so vielen unbegreiflichkeiten umringt, daß uns bey nahe nichts mehr in erstaunen setzt.

So günstig indeffen dieser umstand den geistererscheinungen, besonders den *gespenstern* und *mittelgeistern* (welche unter allen einwohnern der bezauberten welt noch immer die meisten und scheinbarsten zeugnisse vor sich haben) seyn mag: so ist doch *unser unvermögen ihre unmöglichkeit zu beweisen*, alles, was zu ihrem behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbeut uns da nicht eben die vernunft, welche uns abhält zu entscheiden, daß etwas *darum UNMOEGLICH* sey, weil wir uns keine deutliche vorstellung machen können *WIE es möglich ist*, etwas bloß darum für *MOEGLICH* zu erklären, weil wir nicht einsehen, *WIE und WARUM es unmöglich seyn sollte?*



Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten schwanken, und das gewisseste, wozu wir uns selber bringen können, ist das gefühl, daß ein erscheinender geist, an sich selbst und ohne rücksicht auf besondere erfahrungen und zeugnisse, weder etwas so *unnatürliches* sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch *natürlich genug*, um uns nicht, in jedem besondern falle, gegen seine wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgebliche *augen* - oder *ohrenzeuge* in ganzem ernste für wahr giebt, kann sich heutiges tages darauf verlassen, daß er die meisten personen von erziehung und kenntnissen, sogar diejenigen, die hienin bloße Prätendenten sind, *unglaublich* finden werde. Wie glaubwürdig auch der *gewährsmann* in unsern augen seyn mag, die *erzählung selbst* ist es niemals; denn es ist einem seiner vernunft mächtigen menschen *eben so natürlich* eine solche geschichte *nicht zu glauben*, als zu glauben, daß die sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser

glau-



glaube und *seiner* unglaube beruhen auf *einerley* grunde.

Lassen wir aber einen Philosophen auftreten, und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen buche mit scharfsinnigen und scheinbaren gründen aller art beweisen, dass alle für historisch wahr ausgegebne gespenster- und geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen zeugnisse beruhen; und dass die erscheinungen, welche man ohne einwirkung solcher wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloß widersprechungsgeist ist, in uns rege, das uns dringt, die verfolgten Fantomen in unsern schutz zu nehmen.

Ich habe oft gelegenheit gehabt diese doppelte bemerkung zu machen; und, ohne<sup>e</sup> sie darum für etwas *allgemeines* zu geben, glaube ich, dass man von dem größern theile derjenigen, welchen dormalen die benennung von *personen von erziehung*



zukömmmt, sagen könne: dass sie, ungeachtet des unglaubens, den sie allen erzählungen von geistererscheinungen, welche bey gelegenheit in einer gesellschaft circuliren, entgegensetzen, *im hertzen* doch sehr geneigt sind, die parthey der geister gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das daseyn selbst, oder wenigstens alle gemeinschaft mit uns irdischen menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese neigung habe, ausser der liebe zum wunderbaren, noch einen besondern zusammenhang mit der *hoffnung*, (die dem menschen eben so natürlich ist als jene) *nach diesem leben in einem andern persönlich fortzudauern*. Von kindheit an mit gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche erfahrungen oder glaubwürdige berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Fantasie, die gespenster und die übrigen geister, deren daseyn auf der *Tradition* beruht, als *einwohner jener unsichtbaren welt* anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser schiksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder phis-



lofophifchen glauben, der uns von diefem künftigen leben angenehme und wünfchenswürdige vorftellungen macht, ift der menfch, *natürlicher weife*, nichts weniger als geneigt, fich diefes *land der felen* fehr reizend vorzuftellen. Es find ihm, wie dem guten kayfer HADRIAN, *Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleyfarbe, licht und freudenlöre gegenden*. Der Sund, der zwischen feinem jezigen leben und jenem künftigen liegt, fchneidet alle natürliche gemeinfchaft zwischen beyden ab: er weifs was er zurüklaffen und verlieren wird, aber was er gewinnen werde, ift unbekannt oder ungewifs. Er erwartet es also *zwischen furcht und hoffnung*. Aber da der gedanke an diefe grofse veränderung, fo gern er ihn gänzlich aus dem gefichte verliert, fich doch von zeit zu zeit aufdringt, und der menfch fich nun einmal nicht verbergen kann, dafs es dazu kommen mufs: fo ift ihm alles intereffant, was einer nachricht aus dem *unbekannten lande* gleich fieht; und gerade darum, weil er weifs, dafs *ordentlicher weife* niemand von dort zurückkommt, bemächtigt fich jeder, der fich als einen



*ausserordentlichen Gesandten oder Ueberläufer* aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die *sache* an sich selbst ist — seiner ganzen aufmerksamkeit.

Diese vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem menschen zum grunde, auf welche weise sie auch durch andre umstände modifiziert worden seyn mag. Der Philoloph mag sich selber noch so deutlich beweisen, dass gespenster und hausgeister (*Spiritus familiares*) und wassernixen, welche die kinder ins wasser hinabziehen, um sie mit mandeln und rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und ebendieselbe kategorie, nemlich in *das fach der Ammenmärchen* gehören; der weltmann mag alle solche dinge, die nach dem aberglauben unsrer guten dummen altvordern riechen, noch so witzig belächeln, — und das *hofgesindel des guten königs von Schlavaffenland* *ALCINOUS* (\*) mag noch so laut und bacchantisch über  
die

(\*) *Alcinoi de cute curanda plus aequo operata  
Iuventus. HORAT.*



die leute lachen, die keinen magen und keinen bauch mehr haben: Philosophen, weltleute, und lustige brüder sind am ende doch nur — *menschen wie andre*, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches buch gegen die gespenster geschrieben hat) gilt, auch in diesem stücke, von ihnen allen, was HORAZ von der Natur überhaupt sagt: „*wie verächtlich wir auch gewisse*“ „*gefühle, die allen menschen gemein sind, von uns*“ „*stoßen, immer giebt es augenblicke, wo sie uns*“ „*unvermerkt überschleichen.*“ Wo die Natur den menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche stelle mit siebenfältigem erze verwahrt.

Diese erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse *auffallende thatsachen* begreiflich zu machen, wodurch seit, einigen jahren unsere zeit, aller ihrer gerühmten aufklärung zu trotz, auf einmal in die dikste verfinsterung der barbarischen jahrhunderte zurückzustürzen scheint. (\*) Ein

E 4

rück-

(\*) Diejenige, die mit der neuesten geschichte  
der



rückfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daß, aus immer fort-daurenden, in der *schwachen seite* des menschen gegründeten ursachen, nicht nur der *aberglaube* und die *schwärmerey* unter dem *größten theile* der menschen mit der aufklärung unter dem *kleinsten theile* immer gleichen schritt hält: sondern daß die zeiten der größten *verseinerung*, des größten Luxus, und des ungezähmtesten *Libertinage*, von jeher immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen *schaupöpfe*, die von allem diesem zu erreichung ihrer geheimen absichten vorthail zu ziehen wissen, das beste spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende säyte bloß darum, weil es sehr gegen meine absicht wäre, wenn jemand meine bisherigen betrachtungen

der verrirrungen des menschlichen geistes und herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare gelegenheiten haben, oder sie wenigstens aus der Berliner Monatschrift kennen, wissen wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlicheren äusserung bedarf.



gen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen mißbrauch, der in unsern tagen von dem hang der menschen zum wunderbaren und übernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre *Dämonomanie* auszuarten anfängt, das wort reden wolle. Wenn wir gleich eine *schwache seite* haben müssen: wenn es so gar wahr ist, daß diese schwache seite mit gewissen empfindungen und neigungen, die einen theil unsrer glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes interesse erfordert, gegen die gefährlichen *täuschungen* auf unserer huth zu seyn, denen sie uns bloß stellt. Der hang zum neuen und wunderbaren, das verlangen in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes studium initiirt zu werden, der glaube an geistige beweger der Natur, und an eine unsichtbare welt, in welche wir überzugehen wünschen, die *Deisdämonie*, oder die furcht von den *unsichtbaren Mächten*, gegen die wir uns eben darum



nicht wehren können weil sie *unsichtbar* sind, der wunsch, daß das *wasser der unsterblichkeit*, des *elixier der ewig gesundheit*, das *hütchen des Fortunatus*, das *Horn* und der *Becher Oberons*, und der *Stein der Weisen*, wirkliche dinge und in unsrer gewalt seyn möchten, sind freylich lauter neigungen und wünsche, die theils dem menschlichen herzen, theils der menschlichen trägheit, leichtfertigkeit und albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschlossnen augen und gebundnen händen, von Isispriestern, *Magen*, *Fakirn*, *Bonzen* *Mythagogen*, träume und zeichendeutern, *Weisenmeistern*, *Spähmannen* und *Thyrspakurn*, schatzgräbern und geisterbannern, wie die unwillendsten Nord - und Südländischen Wilden, zu *Düpen* machen lassen sollen? — Eben darum, weil der hang zum übernatürlichen, der glaube an *unsichtbare Bären*, und der wunsch mehr zu *wissen* und zu können, als *menschen* wissen und können sollen, das arme menschliche geschlecht von jeher allen diesen betrügern in die hände geliefert, und ihm



ihm dadurch unzerreissliche ketten angelegt und unheilbare wunden geschlagen hat: *eben darum* nenne ich diesen hang, diesen glauben, diesen wunsch, die *schwache seite* des menschen; und *eben darum*, ist es so nöthig, dass wir uns da, wo die grösste gefahr ist, durch die untrüglichen grundsätze, welche Natur, allgemeine erfahrung und allgemeiner menschenverstand darbieten, auch am stärksten befestigen.







### III.

BRIEFE AN EINEN FREUND  
ÜBER  
DIE BERÜCHTIGTE ANEKDOTE  
VON  
J. J. ROUSSEAU, MARIANEN  
UND DEM ENTWANDTEN BANDE.

1780.

I. **W**ie bald das publikum die *Memoiren* des J. J. ROUSSEAU, oder die geheime geschichte seines eigenen lebens, die dieser außerordentliche mann in der handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich ihnen nicht sagen. Ehmal war mein verlangen nach diesen *Memoiren* so ungeduldig als das ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein werk von ganz andrer wichtigkeit als die *Εἰς ἑαυτὸν* des guten Kayfers *Marcus Aurelius* oder die *Confessionen* des Heil. *Augustins*: es

wür-



würde, dachte ich, wenigstens eben so frey und  
 offenherzig wie des weisen narren *Cardano's* buch  
*de vita propria*, und um ein grosses theil erbault-  
 cher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die  
 philosophische klasse von lesern seyn. Was könnte  
 einen denkenden menschen, der im ganzen weltall  
*nichts näher hat, nichts größers kennt* als seine  
 eigene gattung, mehr interessiren, als von einem  
 Menschen wie ROUSSEAU in das heiligthum seiner  
 seele eingeführt, zum vertrauten seines selbstbewußt-  
 seyns gemacht, und zu den geheimnissen eines  
 herzens zugelassen zu werden, das in einer zeit,  
 wo Tugend für die meisten ein lærer name ist, so  
*voll glauben an die tugend*, in einer zeit; wo der  
 WIZ alles zu wahrheit oder lüge stempeln darf, so  
*voller liebe zum wahren und guten* gewesen war.  
 Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der  
 mitten im achtzehnten jahrhundert, mitten in Paris,  
 den muth hatte, mit dem wiz und der wohlreden-  
 heit eines SENECA, ein zweyter EPIKTET zu seyn  
 — den muth hatte, allen den vorthailen freywillig  
 zu entsagen, die ihm die seltensten talente durch  
 eini-



einige gefälligkeit gegen den geist und die sitten seiner zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen folgen der *Paradoxie* auszusetzen, — in einem zeitalter, wo ein freyer, wahrer und guter mensch das *größte paradoxon* ist; wo *conventionelle begriffe* alles entscheiden; wo sogar augen und ohren bestochen sind, immer auf die seite der *mode* zu stimmen, und nichts für schön gilt *weil es schön ist*, sondern weil es für die nächsten acht tage *dazu erwählt ist*; kurz, wo reine wahrheit, reiner gerader menscheninn, dem feinem theil der welt oft lächerlich, und immer anstößig ist. Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloß dadurch mit jedermann in collision kam, weil er nach seinem eignen herzen lebte und nach seiner innern überzeugung schrieb; einen verehrer des Christenthums, den alle religionspartheyen von sich stießen; einen Philosophen, der allen philosophen, einen freydenkenden Mann, der allen freygeistern,



nen frommen mann, der allen andächtigen verhaßt war? Einen Mann, den alle welt viele jahre durch, verfolgte, verlästerte, verdamnte und verbannte, ohne einen andern grund angeben zu können, als *weil er in seinem leben das war, was man nun nach seinem tode bewundert*, und was sein andenken izt selbst der Nation, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn jahren gekreuzigt haben würde, wenn kreuzigen noch mode wäre, und zu dessen grabe man izt wallfahrtet? Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für anlagen, durch was für umstände, durch welche stufen und geheime entwikelungen, mit welchen gefahren, aufopferungen, kämpfen, abwechselungen von moralischem gewinn und verlust, u. s. w. er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muß es seyn, diesen Mann seinen zeitgenossen und allen folgenden jahrhundertern, mit jener ihm so ganz eigenen freymüthigkeit, mit jener alle eitelkeit und selbstheit überwiegenden wahrheitsliebe, die geheime geschichte



te feines lebens, das zarte gewebe der entwikelungen seines geistes und herzens, die unverfälschte geschichte seiner erfahrungen und wahrnehmungen, seiner verrirungen, fehler und tugenden, seiner leiden und freuden, kurz die geschichte *nicht dessen was er schien*, oder *gerne gewesen wäre*, sondern *was er wirklich in seinem eignen bewusstseyn war*, erzählen zu hören!

So dacht ich ehemals, und hätte gern alle philosophischen werke des leztverwichnen jahrzehents darum gegeben, *Rousseaus Memoiren* nur einen tag früher lesen zu können. Aber, ich gestehe ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige ANEKDOTE von I. I. ROUSSEAU im ersten stücke der *Ephemeriden der Menschheit* vom jahre 1780 gesehen habe; hat sich meine ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jezt, aus aufrichtiger theilnehmung an der ehre der menschheit, vor der bekanntmachung der geheimen beichte, welche dieser außerordentliche mensch von seinem leben hinterlassen haben soll, eben so sehr, als ich solche vormals beschleun.



schleunigt zu sehen wünschte. Welch eine anecdote, großer Gott! Und was wird aus dem moralischen nutzen der schriften und des beyspiels des weiseften und tugendhaftesten mannes unsrer zeit (wofür ihn so viele gehalten haben) werden, wenn er uns — wie nach einer solchen probe nur allzu sehr zu beforgen ist — noch mehr dergleichen geheime geschichtchen zu vertrauen hat?

Wem kann die beschaffenheit der menschlichen natur so unbekannt seyn, daß er nicht voraussehen sollte, was die folgen dieser anecdote bey dem größern theil der leser, zumal der jungen leser der Rousseauischen schriften seyn müssen? Die menschen sind nun einmal so gemacht. — Der reiche *Seneca*, der, mit dem vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom reichthum spricht als *Epiktetus* selbst, wird uns nie überzeugen; und der mann, von dem man weiß, daß er sich von einer unzünftigen dirne losgeschworen hat, wird nie mit frucht von der keuschheit predigen. Wir wollen, daß der lehrer der tugend selbst untadelich sey. Wir verzeihen

*Wielands* kl. philos. Schrift, II. B. F ihm



ihm (und auch dies nicht gern) schwachheiten, übereilungen, mißstritte; aber es giebt laiter, deren uns kein guter mensch fähig zu seyn scheint; und der widrige eindruck, den eine überlegte, mit falschheit und grausamkeit verbundene schandthat auf das allgemeine natürliche gefühl macht, ist unauslöschlich. Um wieviel stärker muß er erst seyn, wenn die schwarze that in einem alter begangen wurde, wo die menschen sonst am besten sind; wo das herz am weichsten, das gefühl am zartesten ist, und alle triebe, die unsrer sêle zu wächtern und schüzengeln ihrer unschuld gegeben sind, noch mit ihrer ursprünglichen vollen kraft wirken? Wer in diesem alter einer überlegten bosheit, einer lüge, von der er weiß das sie einen unschuldigen unglücklich machen wird, fähig ist, ist ein *hassenswürdiges* geschöpf. Das allgemeine menschengefühl spricht das urtheil über ihn; das er ein äußerst boshafte herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen handlung willen, der giftmischerey, des vatermords, und jeder andern unmenschlichkeit fähig zu halten; und von

die-



diesem augenblick an ist es um alles moralische gute geschehen, das ein solcher mensch, als schriftsteller, als sittenlehrer, als zeuge und beyspiel der wahrheit und tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eigenen innersten gefühlen rechenschaft geben kann — wenn er sich z. b. den SOKRATES von jugend an als den weisesten und tugendhaftesten mann seiner zeit gedacht, und sich (wie bey den meisten, die einige erziehung genossen haben, der fall seyn wird) an diese vorstellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu muthe, wenn er liest: „der Physiognomist *Zopyrus*, der (ohne zu wissen, „daß der mann, den er vor sich hatte, Sokrates „war) befragt wurde, was er, nach seiner Physiognomie, von ihm halte, habe geurtheilt, daß er ein „der unzucht und dem trunk ergebnes brutum sey?“ — Die rede ist hier nicht, ob und wiefern aus dieser anekdote einwürfe gegen die zuverlässigkeit der Physiognomik gemacht werden können — sondern bloß, davon; ob nicht bey jedem, der die



besagte Anekdote in seinem *Cicero* (de Fato c. 5.) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme empfindung und der gedanke entstehe: es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Physiognomik verstanden: oder die ganze erzählung sey eines von den albernen mährchen, deren das *lügenvolle Griechenland* so viele auf unkosten ihrer Weisen ausgeheckt hat? Und ich frage ferner: ob nicht eine antwort, welche SOKRATES (nach dem zeugnisse des Philosophen *Alexander von Aphrodisias*) gegeben haben soll: „er sey alles das, „was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, „und bloß durch die Philosophie zu einem bessern „manne gemacht worden“ einen noch widrigern eindruck auf uns macht, als selbst das physiognomische urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beynahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen mann zu denken, der von NATUR, und wenn ihn die zauberin PHILOSOPHIE nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer kerl gewesen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt fähen, die



historische wahrheit der erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses geständnis nicht einen grossen theil unsrer achtung und unsers glaubens an seine tugend verliehren würde? — Und gleichwohl sind die *natürlichen* laster, zu denen er sich, vermöge dieser anekdote, bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich ROUSSEAU selbst anklagt) von der *schwarzen* art, die unsern ganzen inneren menschen empört, und uns an einem wesen unsrer gattung so *unnatürlich* dünkt, dass wir sie nur mit einer *durchaus bößartigen teuflischen Natur* ohne mühe zusammendenken können!

Ich gestehe ihnen, dass ich mich mit dieser vorstellung, beym ersten anblick der *Rousseduischen Anekdote*, in eine verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir anfangs nicht anders zu helfen wufste, als — mir die wahrheit des facti geradezu wegzuläugnen. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich *will* es nicht glauben, wenn auch zehntausend zeugen aufträten, und es aus ROUSSEAUS eigenem munde gehört zu haben versicherten!“



Allein dieser unglaube war am ende doch ein zu schwacher behelf, als dafs ich, bey etwas kühlerm blute, mich nicht genöthigt fühlen mußte, anzuerkennen, *es könnte doch wahr seyn*, und der merkwürdige reisende, dem die geheime geschichte des menschlichen herzens „ein gegenstand der „ernsthaftesten betrachtung ist“, könnte doch wohl glauben verdienen, wenn er versichert, diese hässliche Anekdote in den Rousseauischen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein herz sich bey „erzählung dieser Anekdote so empört hatte, dafs „er sich geneigt gefunden, sogar *die existenz der „Memoiren zu bezweifeln.*“

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden mußte, da ich mir den einzigen ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Association zweyer so unverträglicher Ideen, wie ROUSSEAU und *ein Bösewicht*, entfliehen konnte. Die traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas schmerzhaft-

haf-



häfters als ich ihnen zu beschreiben im stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. ROUSSEAU selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie sie wissen, niemals in einiger verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen schattens willen, den es nicht nur auf die jugendgeschichte dieses dennoch großen mannes, (wie ihn hr. B. der erzähler der Anekdote, nennt) sondern auf seinen ganzen charakter, und auf die wohlthätigsten seiner schriften wirft. Was hilft uns [dass Rousseau dennoch ein großer mann war, wenn er nicht ein guter mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, das für die leute, die nicht an die tugend glauben, ein beyspiel weniger in der welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren willen, genöthigt hatte heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch eifersucht vergiftete liebe hat die art, alles begierig aufzuraffen, was den eifersüchtigen in einem argwohn besteißen kann, dessen ge-



wisheit er doch für sein größtes unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen entdeckung, und hat doch keine ruhe in seinen gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dies hier nicht mein fall seyn konnte; so sieng ich an, mich auf allen seiten nach einem schimmer von möglichkeit umzusehen, die that, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einigermaassen *leidliche* art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas *begreiflich* zu machen, wie ein mann wie ROUSSEAU, in seiner jugend, dazu habe gebracht werden können, so eine that zu begehen?

Natürlicherweise war izt mein erster gedanke, die Anekdote noch einmal und mit kälterm blute, als es das erstemal möglich war, durchzulesen; und da mußte mir dann freylich in die augen leuchten, dals der *abscheu*, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche herz des Erzählers beym anblick einer so auffallend häßlichen handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicherweise, sich in die erzählung selbst ergossen — und dals er sie also nicht mit der *philosophischen kälte*, welche



LUCIAN mit so vielem recht von jedem geschichtserzähler fodert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beynahe möchte ich sagen, in dem tone eines Advokaten, der die sache des beleidigten mädchens vor gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen sie selbst! Hier ist die erzählung, wie sie in den Ephemeriden zu lesen ist, von wort zu wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern jahren einem vornehmen manne, in dessen hause er sich befand und zum theil erzogen ward, ein prächtiges mit gold gestiktes band. Das band wurde bald vermisst. Man fasste verdacht wider Rousseau; man stellte untersuchungen an, und war wirklich soweit gekommen es bey ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur rede; aber er verantwortete sich mit *„einer dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern bösewichts als das geständniß der ruhigen unschuld ist.“* Rousseau schien wegen des wider ihn gehalten verdachtes ganz befremdet,



sagte mit „überzeugender gelassenheit“ aus, er habe das band von einem dienstmädchen des hauses, welches sich *Mariane* nannte, zum geschenk erhalten, und bürdete also dieses laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nemliche band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln gunstbezeugungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften liebe vertragen können.“ Mariane ward also des diebstals beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr bösewicht seyn,“ seine auffage gegen sie ihr ins gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige mädchen, das vielleicht die edelsten empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom blitz gerührt; ihr gesicht erblasste, sie zitterte am ganzen körper; ihre wehmuth brach in thränen aus, ihre schluchzende stimme stammelte einige schwache entschuldigungen und versicherungen ihrer unschuld (\*).

Aber

(\*) Ein rührendes Gemählde! aber auch alles dies ist bey kreaturen dieser art oft eben so gut die



„Aber das half nichts. Mariane ward verkannt.  
 „Ihres *schuldlosen* herzens äusserungen von *namen-*  
 „*losem* erstaunen und entsetzen wurden für untrüg-  
 „liche merkmale eines überführten und strafbaren  
 „gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen  
 „leiden und schwieg. *Die bosheit siegte und die*  
 „*unschuld ward gänzlich zu boden gedrückt.* Das  
 „unglückliche dienstmädchen wurde mit schimpf  
 „und schande belegt, und sogleich aus dem hause  
 „gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren,  
 „wo sie hingekommen noch was aus ihr gewor-  
 „den ist.“

Erlauben sie mir zu förderst etliche bemerkun-  
 gen über diese erzählung, und die art des vortrags.

Fürs *erste* fällt sogleich in die augen, dafs die  
 erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne  
 beymischung fremder zusätze, aus der *quelle*, nem-  
 lich aus ROUSSEAUS *Memoiren* selbst, gelassen.  
 Sie ist nicht daraus *abgeschrieben*; sondern scheint  
 aus

*die wirkung der überraschten schuld als der*  
*verschüchterten unschuld.*



aus einem nicht mehr ganz getreuen gedächtniß erzählt, und schon durch mehr als Einen mund, oder mehr als Eine feder gegangen zu seyn. Daher die beyden *vielleicht*, welche wohl schwerlich in einer reinen und simplen geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen, und wider den jungen *bösewicht* Rousseau aufzubringen.

*Zweytens*, ist nicht aus der acht zu lassen, daß wir von Marianens unschuld keinen andern beweis haben, als *Rousseaus selbstanklage* und freywilliges bekenntniß. Wäre dieses nicht da, so hätte der erzähler alle die rührenden farben und ausdrücke, womit er das bild dieses mädchens und ihres unglüklichen schikfals ausgemahlt hat, gebrauchen können, und *Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn*. Ein französischer fachwalter, der die vertheidigung einer *schuldigen Mariane*, unter den nemlichen umständen, übernommen hätte, würde sich



sich eben dieser farben, eben dieser schönen und herzrührenden *Prosopopöie* bedient haben, um die richter zu ihrem vorthail einzunehmen. Der getreue und ganz unpartheyische geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser farben und figuren gänzlich enthalten, oder

*Drittens*, auch dem *sich selbst anklagenden Rouss-  
seau* gleiche gunst wiederfahren lassen, und uns mit eben so starken und rührenden bildern das schreckliche *seiner* lage schildern sollen — Seine bangigkeit am rande des abgrunds, in welchen er durch eine einzige leichtsinniger - und unüberlegterweise begangene sünde zu stürzen, so nahe war — den entsetzlichen, *vielleicht* mit höllenquälen verbundenen kampf in seiner fêle, zwischen dem was einem edeln gemüthe das schreklichste ist, *furcht vor schande und vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen existenz*, und dem natürlichen abscheu vor dem gedanken, sich auf kosten einer armen unschuldigen zu retten, ja, ein mädchen, das er *liebte*, zum schlachtopfer für seine selbsterhaltung

tung



tung zu machen. Ich, meines orts, gestehe, daß ich mir keinen entsetzlichen gemüthtszustand zu denken weiß, als denjenigen, worin ein mensch wie *Rousseau* zwischen zwey solchen wider einander drückenden gewichten seyn mußte! — Es war um so billiger, daß der erzähler auf diesen gewiß *höchst natürlichen* und *zur sache gehörenden umstand* hätte rücksicht nehmen sollen, da

*Viertens*, der arme *Rousseau* sein eigener ankläger, d. i. zugleich kläger und beklagter, und also alles schutzes, aller vertheidigung, welche die gesetze sonst dem *beklagten* angedeyhen lassen, beraubt ist; folglich auf unsrer seite eine art von pflicht der menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn selbst anzunehmen. Ich will izt diesen gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht bloß um reine wahrheit zu thun wäre, treiben liesse. Indessen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daß ein mensch — und (was die sache noch viel bedenklicher macht) ein mensch wie *ROUSSEAU*, — ein mann von so feuriger ein-  
bil-



bildungskraft, von so zartem und gleichsam wund-  
dem gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, da-  
bey so äufferst hypochondrischer mann — der sich  
selbst eines schändlichen und grausamen verbrechens  
beschuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Adv-  
katen bedarf, welcher alles geltend mache, was  
dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden,  
und also nichts weniger als unpartheyischen beklag-  
ten zum vorstand gereichen, und seine schuld, wo  
nicht heben, doch in etwas erleichtern kann. Aber  
so sehr hatte sich der abscheu vor der that selbst und  
das mitleiden mit der armen Mariane (an deren statt  
ihm seine einbildung, wie es scheint, ein gar rüh-  
rendes *Ideal* unterschob) so sehr hatte sich dieser  
doppelte affect des Erzählers bemächtigt: dafs er,  
— anstatt nur einen ausdruck, nur ein wort zu gun-  
sten des armen *Rousseau* einfließen zu lassen, —

*Fünftens*, so gar den verdacht in uns erweckt,  
dafs dieser die schwarze that ohne kampf mit sich  
selbst, ohne innerliches leiden, nicht im drange  
der äuffersten noth, worin sich ein junger mensch  
fei-



seiner art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden umständen mehr *teuflisch* als *stoisch* scheinen muß, zu begehen fähig gewesen sey — wie die ausdrücke: Rousseau konnte so sehr *Büßewicht* seyn — Rousseau sah *Marianen* leiden und *schwieg* — die *bosheit* siegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster freund, daß wir vor allen dingen das *Factum*, worauf doch alles ankommt, von allen *freunden*, oder wenigstens die sache gar zu *einseitig* vorstellenden ausdrücken und einschiebseln, reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch pflicht, nicht gegen ROUSSEAU wenn sie wollen, aber gewiß pflicht gegen die MENSCHHEIT seyn, die an ihm so gut beleidigt werden kann, als er sie an *Marianen* beleidigte — die erzählung durch hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und *psychologisch-wahre* vorstellung von der lage, von dem gemüthszustande, worin Rousseau die that begangen, geben kann.



kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten abscheu zu erwecken, wenn ich auch alles gesagt haben werde, was sich, nach *meiner* vorstellungsart, nicht sowohl zur entschuldigung ROUSSEAU'S, als zu dem ende sagen läßt, damit begreiflich werde, wie *er* unter diesen umständen, ohne darum ein hartherziger bösewicht, ein teufel in menschengestalt, ja, (vielleicht) wie er, ohne darum *weniger Rousseau* zu seyn, eine solche that habe begehen können."

## 2.

Sie haben, werther freund, die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit nun selbst gelesen, und sie geben in einem tone, worin ich ein wenig *Ironie* zu spüren glaube, zu erkennen, daß sie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um *meinen Clienten* (wie sie sagen) von dem schwarzen flecken, den er seiner ehre durch die offenbarung der abscheulichen Anekdote zugezogen, weiß zu waschen. Nicht weiß

Wielands

Schrift. II. B.

G

zu

Bayrische

Antiquarische Bibliothek



zu waschen, mein freund! dazu habe ich mich nicht anheischig gemacht! Die frage soll auch hier nicht seyn, ob SIE oder ICH in dem nemlichen falle das nemliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere weise aus dem handel gezogen hätten. *Vielleicht ja* — wiewohl die gute meinung, die wir von unsrem eignen herzen haben mögen, in rücksicht auf einen *besondern fall, worin wir uns nie befunden*, nichts entscheidet — also vielleicht *ja*, oder, wenn sie wollen, nicht *vielleicht*, ohne dafs wir darum ursache hätten uns über ROUSSEAU zu erheben. ROUSSEAU war nicht weniger *mensh*, als irgend einer von denen, die seine that abscheulich finden — noch mehr, ROUSSEAU war gewifs in einem hohen grade *mehr mensh*, d. i. hatte mehr von dem was, in einem einzigen Individuo vereinbart, den edelsten und vollkommensten unsrer gattung ausmachen würde, als neun und neunzig von hundert, die über ihn urtheilen. — „Und doch konnte Rousseau — *so sehr bösewicht seyn?* — Nicht *bösewicht*, lieber freund — nur *so sehr mensh!* — und ich bitte sie, ärgern und entsetzen sie sich nicht über



über diesen ausdruck. Es ist der ausdruck einer durch die *Annalen der menschheit*, und die *biographien der besten menschen* (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten *wahrheit*. — „Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein thor sey? wo ist der tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle?“ sagt einer der tiefsten kenner und wärmsten liebhaber der menschheit, die jemals gelebt haben. — Eine aufs äußerste gestiegene leidenschaft kann jeden menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen leidenschaft ist, auf einen augenblick zum unmenschen machen. Aber ein junger mensch, der aus furcht der schande die handlung eines bösewichts begeht, ist darum noch kein bösewicht. „Dieselbe kraft, die dies laster hervorgebracht -- gebt ihr nur andre richtung, andre gegenstände, und sie wird wunderthugenden verrichten (\*)“ — Ein wahres und wichtiges wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter gebrauch davon gemacht werden!

(\*) *Physiogn. Fragmente* Ilter Band S. 38.



Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um soviel richtiger in die lage des jungen Rousseau hinein-  
eindenken könnten, daß man uns von seinem eigent-  
lichen alter zur zeit, da sich diese begebenheit  
zutrug, etwas bestimmteres gesagt hätte. Denn  
auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleich-  
gültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf jahre  
alt war, als er die böse that begieng. Mir scheint  
es vermuthlich, daß er noch sehr jung, vielleicht  
noch unter 14, gewesen; und der umstand, daß er  
in dem hause des vornehmen mannes, wo er sich  
damals befand, „zum theil erzogen wurde,“ in-  
gleichen die entwendung eines goldgestikten bandes  
um ein dienstmädchen des hauses, in welches er  
verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese  
sogenannte liebe zu einem dienstmädchen im hause,  
scheint dieser vermuthung keinen geringen grad  
von wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines großen aufwandes von  
einbildungskraft, um zu begreifen, wie der *Instinct*  
in einem jungen menschen von diesem alter sich



(ohne daß er selbst recht wußte was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges dienstmädchen, mit dem er in Einem hause lebte, determiniren konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in ermangelung genauerer nachrichten mit dergleichen vielleicht behelfen müssen) spielte der Instinct dem guten mädchen den nemlichen streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen, wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge mensch war dem mädchen gut, und das mädchen war dem jungen gut, ohne daß man nöthig hätte zu vermuthen, daß zaubermittel oder besonderer verführungskünste dazu gebraucht, worden wären. Der junge mensch hätte, wie auch dies sehr natürlich ist, dem mädchen gerne was schenken mögen; und weil er so arm als eine kirchenratte war, und vermuthlich die begriffe, die er dreißig oder vierzig jahre später in seinem *Discours sur l'inegalité* entwickelte, damals schon in ihm keimten: so glaubte er, in einem augenblicke von leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines sünd-



chen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in *seinen* augen) reichen leuten, bey denen er wohnte, ein goldnes band — dessen abwesenheit sie schwerlich vermiffen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen mädchen zu schenken, bey dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, dafs mich jemand beschuldigen werde, ich wolle dem diebstahle das wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere erörterung eines nicht unwichtigen moralischen Phänomens zu thun ist, so wird mir doch wohl erlaubt seyn, zu erinnern: dafs die entwendung einer kleinigkeit dieser art, und überhaupt jede zueignung einer sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne rücksicht wessen eigenthum sie sey, nicht unter diejenigen verbrechen gehöre, mit denen ein *natürlicher abscheu*, ein *natürliches gefühl von unrecht und schändlichkeit* verbunden ist. Im gegentheil alle menschen sind (wie man an den kindern sieht) von Natur geneigt, die

gan-



ganze welt mit allem was drinnen ist, für ihr eigenthum anzusehen. Die heiligkeit des unterschieds zwischen *Mein* und *Dein*, ist ein *Sentiment factice*, ein gefühl, das erst durch die *Association* entsteht, erst durch die erziehung in den menschen gebracht wird, so wie jener unterschied selbst, ohne die sanction positiver gesetze, nur etwas sehr schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daß die einwohner der *Südeinseln*, weil sie noch immer in einer art von kindheitsstande und auf einer der ersten stufen des geselligen lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller übelthätigkeit entfernt sie in andern stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den diebstahl für ein verbrechen zu halten, oder die *Idée* des unrechts und der schande damit zu verbinden. Bloss durch diese *Association*, an welche wir unsre kinder von der zartesten jugend an gewöhnen, und gewöhnen müssen, und durch den eindruck, den die verknüpfung der vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbänken und Galgen mit dem worte Diebstahl und jeder verletzung der eigenthumsrechte auf ihre einbildungs-



dungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der *Otahitischen* gleichgültigkeit gegen diese rechte abzugewöhnen. Es ist daher begreiflich, wie sogar kinder aus den höhern klassen der gesellschaft, bey denen dieser theil der erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie gelegenheit gehabt, von der unverletzlichkeit des eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche eindrücke zu bekommen (ein fall der, wenigstens zur seltenheit, begegnen kann) selbst in dem alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das gebot *Du sollt nicht stehlen*, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösertigeres herz zu haben als andre, sich wenig bedenken machen werden, in einem hause wo sie erzogen worden, und daher gewohnt sind tausend dinge, deren gebrauch ihnen freysteht, als ihr eigenthum zu betrachten, etwas essbares, oder ein band, oder eine andre solche kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie grofse lust dazu haben, und sich einbilden, dafs die entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch



Doch wozu halte ich mich so lange bey diesem umstande auf? Der *junge Rousseau* that unstreitig sehr unrecht daran, dafs er das goldgestikte band entwendete, um sein mädchen damit zu beschenken: aber das ist es nicht was die herzen aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Bloss die niederträchtigkeit — sich, da der verdacht der entwendung auf ihn fiel, von der schande und strafe, die er zu befürchten hatte, durch falsche anklage des armen unschuldigen dienstmädchens los zu lügen — die hartnäckigkeit, bey dieser lüge im angesicht des mädchens zu beharren — die hartherzigkeit und grausamkeit, die (wie uns dünkt) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen *Marianen* — deren unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsezlich zum schlachtopfer für seine eigne sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit schimpf und schande aus dem hause jagen, und dadurch wahrscheinlich auf immer unglücklich machen zu sehen, und unbewegt zu bleiben — Dies ist, was jedes herz gegen den jungen menschen aufbringen mufs,



was uns mit abscheu und grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die that ist freylich von der hässlichsten art, (und wehe ihm, wenn er sie jemals in seinem ganzem leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wir's wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, dafs er, aller einwendungen unsers gefühls ungeachtet, noch weit mehr *mitleidens* - als *verdammenswürdig* ist.

Es giebt von zeit zu zeit *unglücklichgebohrne*, die vom schiksale recht ausdrücklich zu einem immerwährenden leiden an ihrem äuffern und innern menschen verurtheilt zu seyn scheinen; leute, die man versucht, ist für lebendige beweiße des alten *Brachmanischen glaubens* anzusehen, und, zu rechtfertigung der härte des schikfals gegen sie, beynahe selbst glauben möchte, dafs sie blos zur abbüßung ihrer *in einem vorigen leben* begangenen verbrechen wieder in einen menschlichen leib eingeker-



kerkert worden. Von geburt an scheinen sich alle umstände wider ihr glück verschworen zu haben. Mit einem angebohrnen edeln stolz, mit der stärksten neigung zur unabhängigheit, mit der feurigsten ruhmbegehrde, mit einem gefühlvollen, zum wohlthun, zur freygebigkeit, zu einer gewissen grofsheit in allen dingen geneigten sêle, kurz mit dem was unsre Alten ein *fürstliches herz* nannten — mit eigenschaften, die den sohn eines königs zieren würden, *ihnen* aber zu *ihrem unglücke* verliehen scheinen — sind sie, von kindheit an, zu einer abhängigheit und beschränktheit verdammt, die, in dem mâtse wie ihr charakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen quelle von demüthigungen und leiden werden. Alle augenblicke werden ihre innersten gefühle bald gegen ihr schicksal, bald gegen einander selbst empört; und ihr leben ist ein immerwährender streit ihrer edelsten neigungen mit ihrem unvermögen, des lebendigsten selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen gefühl für andre, ihres edelmuths mit ihrer armuth, ihres stolzes mit ihrer dankbarkeit, ihrer unbiegamen sêle



sele mit der nachgiebigkeit, die ein wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner gnade leben muß.

Man stelle sich einen jungen menschen vor, der das unglück hat, mit einer solchen innern anlage, ohne eltern, ohne freunde, außer dem schoosse seines vaterlandes, in einem zustande, wo seine ganze Existenz von fremder wohlthätigkeit abhängt, in dem hause eines Vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden, — nicht zur dienstbarkeit, sondern auf eine liberale art, zu einer künftigen edeln bestimmung, auf eine art, die jede schöne und große neigung in ihm entwikkelt, seine sele mit den erhabensten Ideen und beispielen der alten Griechen und Römer erbizt, kurz, erzogen zu werden, wie ein sohn vom hause — und sich gleichwohl durch tausend kleine umstände, alle augenblicke erinnert zu sehen, daß dies alles nur fremde wohlthat, nur almosen ist — daß es mit jedem augenblik aufhören kann — daß der kleinste zufall, der tod des wohlthäters, oder eine veränderung



derung in seinen umständen, eine erkaltung seiner zuneigung gegen ihn, ein fehltritt der ihn seiner gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite welt hinaus, in die klasse der elenden zu schleudern, die nicht wissen, woher sie morgen ihren hunger stillen sollen! — Welch eine lage für einen jüngling von der art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen folgen dieser abhänglichkeit seines schicksals, dieses bänglichen schwebens zwischen furcht und hoffnung, (denn mit sechzehn jahren ist man noch kein *Stoiker*) dieses unaufhörlichen widerspruchs zwischen seinem herzen und seinen umständen seyn. — Man denke nur einen augenblick an die *Collisionen*, die in einer solchen lage bey tausend gelegenheiten entstehen müssen! Gesezt auch, daß der wohlthäter ein edler und gutgesinnter mann ist, der überhaupt die hochachtung und liebe des jungen menschen eben so sehr verdient, als seine dankbarkeit; am ende ist er doch ein mensch, wie andre. Er wird seine



fehler, ungleichheiten, launen und mucken haben; sein verstand ist vielleicht beschränkter, sein herz enger als des jungen menschs — und wenn das auch nicht wäre: so macht schon die verschiedenheit des alters und der umstände, und der grofse entscheidende umstand, dafs jener der *Wohlthäter*, und dieser der *Client*, jener also der *agirende* und dieser der *leidende* theil ist, einen sehr wichtigen unterschied. Der fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die ehrerbietung und dankbarkeit, die der junge mensch seinem wohlthäter schuldig ist, mit seiner eignen überzeugung, seinem gefühl, seinen neigungen in zusammenstofs gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergeffen, und die rechte seiner vernunft, seines herzens hitziger und standhafter behaupten, als es jene pflichten zulassen, oder als es die ausdehnung zuläfst, die ihnen der wohlthäter giebt. In solchen fällen wird man ihn vielleicht durch vorwürfe zur gebühr weisen, die für seinen stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewufst ist, dafs sein herz keiner undankbarkeit fähig sey. Oeftere kränkungen dieser oder

ähn-



( III )

ähnlicher art werden eine gedoppelte folge bey dem jungen menschen haben: sie werden ihn, trotz seines natürlichen stolzes, oder vielmehr *eben deswegen*, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme gefühl dessen was es ihm kostet, verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf unkosten des empfindlichsten theils seiner eigenliebe erwidern kann, wird ihm endlich die dankbarkeit zu einer *last* machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die unentbehrlichkeit der wohlthaten fühlt, die ihm diese pflicht aufliegen. Diese schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen freymüthigkeit paßt — dieses demüthigende gefühl einer abhängigkeit, die ihn in seinen eignen augen erniedrigt — die vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes herz macht, wenn er die unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen geist zu einer gefälligkeit zu bringen, die er *aus liebe zu seinem wohlthäter* zu haben wünscht, wiewohl der bloße gedanke ihn empört, daß sie als *schuldigkeit* gefodert wird: alles dies wird eine art von geheimem unmuth, und  
eine



eine disposition zu bitterkeit, misanthropie und übermäßiger empfindlichkeit der eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner seele wird sich mehr in sich selbst concentriren, und das gefühl für andre, das sonst bey edeln gemüthern in der ersten jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärkerwerdenden *selbstgefühl* überwogen werden, das in seiner lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dies ist noch nicht alles. Der junge mensch, von dem hier die rede ist, bleibt mit aller seiner grossen anlage doch allen seinem alter und geschlecht eigenen fehlern unterworfen. Aber in dem stande von abhängigkeit, worinn er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fodert mehr, und übersieht weniger. Alles was im hause ist, bis auf die geringsten vom gefinde, glaubt sich berechtigt, seine aufführung zu controliren; und er ist überall, (und um so mehr, weil sein stolz, seine ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienterweise, feinde, machen) von *schalks*augen und



und *aufpassen* umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten vergehungen einen hässlichen anstrich zu geben, und ihm durch geheime anklagen oder laute beschwerden verdruß und strafe zuzuziehen.

Auch *dieser* umstand kann nicht ohne schlimme folgen für seine gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer fertigkeit sich zu *verbergen*, oder im nothfalle *sich mit läugnen zu helfen*, anlaß geben; wie man, unter ähnlichen umständen, nur allzuhäufig an kindern wahrnehmen kann, deren angebohrne aufrichtigkeit auf diese art gleichsam *erschreckt* wird, den natürlichen abscheu vor der unwahrheit verlieht, und durch unmerkliche stufen endlich, zumal wo es auf selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten lüge fähig wird. Und dies wird bey unserm jungen menschen um so gewisser der fall seyn, wenn diejenigen, von denen seine erziehung abhängt, vielleicht aus misverständnem wohlmeinen, bey einem so eigenwilligen, stolzen, und der hand, die ihn biegen will, so kräftig widerstehenden subject, eine *strenge* vonnöthen



glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten weisheit gebraucht wird, gerade bey einem solchen subject äufferst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern umständen von I. I. ROUSSEAU'S erziehung und erster jugend nicht bekannt genug, um mit zuversicht sagen zu können, daß ER der *junge mensch* sey, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das wenige was ich davon weiß, mit dem was sich aus verschiedenen briefen, die er in seiner jugend geschrieben, abnehmen läßt, und mit dem bilde seines charakters, das allen seinen werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr *wahrscheinlich*; und ich glaube, daß wir bey dieser erörterung, wo sich selbst herr B. in den Ephemeriden ein par *vielleicht* erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daß ROUSSEAU in dem hause, wo er die häßliche that begangen, ungefehr in einer solchen lage gewesen sey.

Dies vorausgesetzt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns



uns vor: wie, nachdem die leidige entwendung des prächtigen goldgestikten bandes, und die noch fatalere entdeckung des corporis delicti geschehen war, einem jungen menschen, wie I. I. ROUSSEAU, einem jüdling von 15 oder 16 jahren, in welchem der keim von allem dem was er in der folge war schon liegen mußte, dem sein innrer Genius, wiewohl noch mit dumpfer stimme schon sagte, was er werden könnte; der einen angebohrnen stolz (ohne den sich kein *Cato*, kein *Epiktet*, kein *Ximenes*, kein *Rousseau*; kein großer mensch, von welcher art es sey, denken läßt) durch diese entdeckung der allerschmählichsten demüthigung ausgesetzt sah; — in einem augenblicke, — durch eine einzige unbesonnene that, — aber eine that, an welche die eiserne nothwendigkeit, die erhaltung und das allgemeine beste der menschlichen gesellschaft, das was einem edelgebohrnen menschen das entsetzlichste ist, SCHANDE, *unauslöschliche* schande, geheftet hat; und der in diesem einen augenblicke, durch diese einzige vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges glück, seine erwartungen



und hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit einem worte, seinen guten namen, seine ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische existenz unwiederbringlich zu grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser klemme, und stellen uns vor, wie einem jüngling von dieser art, mit dieser empfindlichkeit, mit dieser äußerst wirksamen einbildungskraft, dabey zu muthe seyn mußte? Ob sich eine grausamere lage für ihn denken läßt? Und wenn er nun, im ersten augenblicke der höchsten verlegenheit, am rande des abgrunds in den er den augenblick drauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine überlegung, kein streit der edlern seele mit der selbstigen, statt findet — wenn er da hastig nach dem einzigen rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet — und, weil er nicht läugnen kann, ohne die erste lüge mit einer zweyten zu unterstützen, — eine andre person des vergehens beschuldiget, dessen geständnis ihm ärger als tod ist — ist er, ich frage alle denkenden und fühlenden wesen, ist er darum ein BÖSEWICHT?



Muß ich mich etwa *noch einmal* verwahren, daß ich durch alles dies seine schuld nicht *vernichten*, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern zwang schlechterdings so habe handeln *müssen*? — Alles was ich abzwecke, ist bloß: daß man sich lebhaft genug in seine lage hineindenke, und nichts vergesse, was seine schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem menschen, der — mitten in den wellen sein leben auf einem brete rettend, das nur eine person tragen kann, — in dieser äußersten noth einen andern, der eben dies bret ergreifen will, mit gewalt in die see zurückstößt. Alle lehrer des naturrechts erklären es sogar für rechtmäßig. Soll ich ihnen *nach meinem herzen* sprechen? In *meinem* Inwendigen ist etwas das allen diesen herren widerspricht; und *ich* kann dem menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen zu lassen, ob dies bret nicht zwey menschen retten könne? dem sein eigen leben so wichtig ist, daß er es nicht an die *auch nur vielleicht* mögliche erhaltung eines andern setzen will.



Aber welchem edeln menschen ist sein guter name nicht lieber als sein leben? In welchem edeln menschen ist nicht die furcht der schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller leidenschaften?

Freylich ist ein unterschied zwischen dem, der das einzig übrige rettungsmittel seines lebens, gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse folge davon ist, das dieser letzte umkommen muss: und zwischen unserm jüdling, der eine unschuldige person anklagt, um sich selbst der schande zu entziehen. Aber können wir ohne unbilligkeit vergessen, das die furcht vor dieser schande eine leidenschaft bey ihm seyn mußte, die alle andre gefühle unterdrückte, ihn zu jeder betrachtung, jeder überlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem zustande ja noch einiger gedanken fähig war, so halfen diese gedanken blos den widerstand vernichten, den ohne zweifel die menschlichkeit in seinem herzen gegen die entschliessung that, die er in der äußersten verzweiflung genommen



men hatte. Wenigstens war es sehr natürlich (zumal in rücksicht dessen was ich vorhin von den vermuthlichen wirkungen seiner umstände auf seine sinnesart gesagt habe) daß er ein unendlich stärkeres gefühl von der wichtigkeit der erhaltung seiner eignen ehre, von welcher, in seiner lage, seine ganze existenz abhing, haben mußte, als von der wichtigkeit der ehre des dienstmädchens. Ein flecken dieser art konnte von der leztern abgewaschen werden; bey ihm war er unauslöschlich. Im grunde betraf die mauferey, deren er sie beschuldigte, eine kleinigkeit. So kostbar das goldgestikte band seyn mochte, so war es am ende doch nur ein goldgestiktes band. Das mädchen stand vermuthlich bisher in gutem ruf; dies war das erstemal daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen, daß man *Ihr* verzeihen würde, was man *Ihm* nicht verzeihen haben würde. Und wenn er auch verzeihung hätte hoffen können; wer sieht nicht, daß es einem jungen menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem bewustseyn, daß man ihm eine solche handlung zu



verzeihen gehabt habe; mit der täglichen furcht, bey der kleinsten gelegenheit, wo er sich das misvergnügen des wohlthäters zugezogen hätte, vorwürfe deswegen hören zu müssen; mit dem gefühle, wie sehr ihn das bloße mitwissen des ganzen hauses in allen augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich seyn mußte, unter solchen umständen länger in des Vornehmen Mannes haufe zu bleiben?

Freylich alles dies fand auch bey dem *dienstmädchen* statt; aber doch gewiß, der mächtige unterschied zwischen einem jüdling wie Rousseau und einem alltäglichen dienstmädchen machte auch hier einen großen unterschied. Ich weiß wohl daß dieser unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen richter in keine betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem philosophischen richter soll und muß er in betrachtung kommen. Ich sagte mit bedacht einem *alltäglichen dienstmädchen*; denn allerdings hätte das mädchen, möglicherweise, eine PAMELA seyn können; und das

hätte



hätte freylich ganz andre verhältnisse gegeben. Aber dann wäre, wahrscheinlich, auch der erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine sehr schlimme meinung von dem verstand und charakter des Vornehmen Mannes, in dessen hause die scene dieser geschichte lag, haben, oder er würde solchenfalls die unschuld des mädchens entdeckt, und *Roussseau* in dem unrechtmässigen mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein verderben gefunden haben. —

Doch, wie wenn der Vornehme Mann sich in dieser sache wirklich einer unverzeihlichen übereilung schuldig gemacht, und das mädchen wirklich eine art von Pamela gewesen wäre? — Mich dünkt, m. Fr., ich sehe sie sehr geneigt, sich diese *Mariane* unter einem Ideale zu denken, das ihrem herzen nicht erlaubt ganz unpartheyisch zu seyn. Das rührende gemählde, das herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat ihre Imagination bestochen; und wer steht mir dafür, daß nicht sogar der sanfte liebe-  
liche name *MARIANE*, mit dem, sobald man ihn



hört, so viele schöne eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste Mariane im *Siegwart* nicht zu vergessen) in der sêle anklingen, nicht mehr, als sie selbst glauben, dazu beyträgt, sie zu gunsten dieses dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie *Ursel*, oder *Margot*, oder *Kunigunde* geheißen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben!) wir müssen uns, in einem falle wie dieser, vor unsrer eignen gutherzigkeit in acht nehmen; und dem Interesse, daß uns *die leidende unschuld* einflößt, darf, wo es um unpartheyische gerechtigkeit zu thun ist, kein einfluß gestattet werden. Wir wissen nichts avthen- tisches von der person dieser Mariane, als daß sie ein dienstmädchen im hause war. Selbst der um- stand, daß der junge Rousseau eine neigung auf sie geworfen hatte, beweist *kaum*, daß sie ein hübs- ches mädchen war. — „Aber sie war *unschuldig*.“ — unschuldig an dem diebstahle, dessen R. sie be- schuldigte; dies ist gewiss, da er selbst es sagt — aber so unschuldig konnte die gemeinste stallmagd auch



auch seyn; und dies ist noch kein grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller menschlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges dienstmädchen, deswegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein dienstmädchen ist, für ein *corpus vile* halten sollte, an welchem man sich nicht veründigen, oder nur *peccatilla* begehen könne. Es giebt einen *inneren adel*, der sich wohl zuweilen auch bey einem armen niedrigen dienstmädchen findet; einen adel, der sie zwar nicht stiftsmäßig, aber auf der wage des heilighums wichtiger macht als manche königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten grund von der besagten Mariane so gros zu denken; und was ich hier sagen will, ist blos: daß diese Mariane, weil sie ein menschliches geschöpf, ein mädchen, und an dem banddiebstahl unschuldig war, *darum* noch kein sehr vorzügliches, sehr lebenswürdiges und vortrefliches mädchen seyn mußte — und, daß die beschaffenheit der personen, an denen eine sün-

de



de begangen wird, in der sünde selbst einigen unterschied macht. Denn das stoische „*alle sünden sind gleich*“ ist ein Paradoxon, das auf willkürlichen abstractionen beruht, und in der natur und wahrheit ungegründet ist. Ich will gerne zugeben; dafs, wenn wir alle umstände wüßten, und das mädchen, von dem die rede ist, genau kennten — *Rousseau's* sünde *vielleicht* ungleich schwerer befunden würde, als izt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloße möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum nachtheil des armen *Rousseau* durch einen dichter-kunstgriff in *wirklichkeit* zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen grund zu glauben, dafs *Mariette N. N.* etwas mehr gewesen sey, als ein gewöhnliches dienstmädchen, wie es deren bey hunderttausenden giebt; aber wir wissen, dafs in dem jungen *Rousseau* schon damals der Embryo von einem so herrlichen menschen lag, als unter zehnmahlhunderttausenden kaum einer gefunden wird; und dies macht, nach meinem gefühl, einen unterschied. Ich gestehe ihnen, dafs ich — vermöge einer denkart, die ich für höchst menschenfreundlich



lich halte — zwanzig solche dienstmädchen im nothfall darum gäbe, einen einzigen *Rousseau* zu erhalten; und dafs ichs also dem *Rousseau* selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltsten lagen, worin sich ein jünger mensch seiner art nur immer denken läfst, den wehrt seiner eignen erhaltung so stark fühlte, dafs dies gefühl selbst das gefühl der ungerechtigkeit des mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewifs, die innere qual die er dabey ausstand, war unfählich, wiewohl seine furcht vor der schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das bewustseyn, seine existenz durch eine übelthat, vielleicht (wiewohl wider seine absicht) mit dem gänzlichen verderben eines armen unschuldigen geschöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die ruhe seines ganzen lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muß ihm verzeihen, was ich — mir selbst, was ich vielleicht zehntausend andern nicht verzeihen könnte.



Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als  
 sein fürsprecher vorgebracht, erhalten, daß auch  
*sie*, mein freund, von der strenge ihres urtheils  
 nachlassen, daß auch *sie* ihm verzeihen? Daß auch  
*sie* finden, daß er, bey begehung der traurigen  
 that, *kein bösewicht*, sondern nur *der individuelle*  
*mensch* I. I. ROUSSEAU war? —

Ich sehe *sie* (däucht mich) verlegen — aber —  
 „Nein, hör' ich *sie* ausrufen — „es ist unmöglich  
 „ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zu-  
 „weilen sogar einen mörder — (und war nicht  
 „Rousseau hier ein mörder? Ermordete er nicht die  
 „ehre des armen mädchens, an der ihr ganzes glück  
 „hieng?) — Aber wenn zu einer an sich selbst  
 „schon verdammenswürdigen handlung noch ganz  
 „besonders hassenswürdige umstände, wie z. B. un-  
 „dankbarkeit, grausamkeit, kaltblütige, fühllose  
 „grausamkeit, hinzukommen: so wird die that ganz  
 „abscheulich; die menschheit empört sich gleichhef-  
 „tig wider den thäter und die that. Und war dies  
 „nicht (fahren *sie* fort) der fall des jungen men-  
 „schen?



„sehen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs  
 „zärtlichste von ihr wieder geliebt — und konnte  
 „das unschuldige mädchen, das er liebte, eines  
 „diebstahls anklagen, den er selbst begangen hat-  
 „te? Er konnte ihr in die augen sehen, konnte ihr  
 „leiden, ihre thränen sehen, und unbeweglich auf  
 „seiner auffage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit  
 „schimpf und schande aus dem hause ins elend ge-  
 „jagt wurde, und schweigen! — Wenn derjenige,  
 „der dies kann, kein unmensch ist“ —

Verzeihen sie, mein freund, daß ich ihnen ins  
 wort falle! Lassen sie uns das *factum*, das wenige  
 was wir davon wissen, gereinigt von *einschiebseln*  
 und *vermuthungen*, die der erzähler um die sache  
 rührender zu machen hinzugehan, unpartheyisch  
 erwägen! Vielleicht findet sichs, daß es bloß *un-  
 sre einbildung* ist, die diese umstände *hinzudichtet*,  
 welche (wie sie sagen) das verbrechen so äußerst  
 grausam, und den thäter so hassenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs  
 „zärtlichste von ihr wieder geliebt.“ Ich branche

nicht



nicht zu wiederholen, daß ich eine *vermuthung*, die zu nichts dient, als einen desto schwärzern schatten auf *Rousseau* zu werfen, nicht gelten lassen kann. Daß er ein auge auf das mädchen geworfen hatte, scheint sich auf sein eigen bekennntnis zu gründen, und kann also nicht geläugnet werden. Wenn man diese art von zuneigung, die unter jungen leuten verschiednen geschlechts so gewöhnlich ist, und in diesem alter eben so leicht auf dies als jenes object fallen kann, je nachdem sie durch die umstände geleitet wird — wenn man, sage ich, dies *liebe* nennen will, so muß ichs leiden; und alles was ich dabey erinnern möchte, ist — daß Herr ADELUNG, indem er von dem alten worte *Minne* in seinem *wörterbuche* sagt: der misbrauch den man davon gemacht, habe verursacht, daß es mit allen seinen ableitungen nach und nach verächtlich worden, und endlich gar veraltet sey — großes recht hat hinzu zu setzen: daß ein ähnliches schick-  
sal unserm worte *Liebe* bevorzustehen scheine. — Wenn es also LIEBE heißen soll, was der junge *Rousseau* (man vergesse nicht daß er ein knabe von



15 oder 16 jahren war) für das dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Hr. B. sehr wohl anmerkt) keine *tugendhafte liebe*; wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daß Rousseau das goldgestikte band dem mädchen anfangs zugedacht habe, „*vermuthlich um sie dadurch zu unedeln gunstbezeugungen geneigt zu machen.*“ — So arg war's doch wohl *vermuthlich* nicht! Denn eine liebe, die nicht rein und edel genug ist, um den namen einer *tugendhaften* zu verdienen, ist darum noch nicht *lasterhaft*. Kurz, diese liebe war die liebe eines jungen menschen zu einem — dienstmädchen im hause; dies ist alles was sich davon sagen läßt, und ein wörtchen mehr würde zuviel seyn.

Es läßt sich also von diesem umstande keine folgerung, um Rousseau's verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daß das mädchen „*vielleicht die edelsten empfindungen für ihn gefühlt,*“ wird ohne allen grund vorgegeben; und was er für das mädchen fühlte, war doch wohl nur liebe in dem



finne, wie dies wort im xxvften buche der teutschen überſetzung von HALLERS *Physiologie* gebraucht wird. Wäre es *eigentliche liebe*, liebe in der einzigen bedeutung, welcher dieſes ſchöne wort geheiligt ſeyn ſollte, geweſen: ſo hätte ihm auch nur der bloſſe gedanke ſie anzuklagen nie zu ſinne kommen können; er würde, ſogar wenn ſie wirklich ſchuldig geweſen wäre, lieber jede todesart erlitten, eher ſich ſelbſt des diebſtahls angeklagt, *als ſie verrathen haben.*

„Aber ſo war es doch abſcheulich, daß er fähig war, ſeine aufſage ihr ins geſicht zu beſtätigen -- noch abſcheulicher, daß er ſie leiden ſah und ſchweigen konnte. Wenn ſie ihm auch ganz gleichgültig, wenn ſie das geringſte aller menſchlichen weſen geweſen wäre — er wußte daß ſie *unſchuldig* war — und da er nun die unglücklichen folgen ſeiner anklage (die er in der erſten beſtürzung vielleicht nicht vorhergesehen hatte) mit augen ſah: hätten nicht ihre thränen ſeine ſele ſchmelzen, hätt' ihn ihr leiden nicht rühren, ihre ſchimpfliche



liche verstoßung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die wahrheit länger zu verhêlen? “ —

Lassen sie uns vergessen, mein freund, was sie oder ich in einem solchen falle gethan hätten. ROUSSEAU'S *unglück* war, daß der banddiebstahl entdeckt wurde, und sein *verbrechen*, daß er, um sich selbst von der schande zu retten, das unschuldige dienstmädchen anklagte. Dies verbrechen ist, selbst bey allem was ich zum behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem ers einmal begangen, fest bey seiner aussage beharrte — sagt uns weiter nichts, als daß es ihm nun *moralisch unmöglich* war, durch ein sich selbst gegebenes *Démenti* seine schande und seine strafe zu verdoppeln. Die furcht vor der schande treibt ihn, in der verzweiflung sich auf eine andre art zu helfen, zu einem falschen zeugnis; eben diese furcht (die stärkste leidenschaft, deren er nach seinem individuellen charakter fähig ist) wirkt nun natürlicherweise fort, aber wirkt mit immer wach-



fender stärke, in dem mässe, wie die umstände  
 seine schande vergrößern würden, wenn er sich  
 selbst verriethe. *Stärke* des geistes war das, wo-  
 mit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte.  
 Was wunder, daß er, in einer so dringenden noth,  
 alle seine stärke zusammennimmt, um *sich selbst*  
*nicht zu verlassen?* Was für ursache haben wir  
 uns einzubilden, daß es ihm nichts gekostet habe?  
 Daß er nicht beym anblick des unschuldig leiden-  
 den schlachtopfers unaussprechliche quäl in seiner  
 sêle ausgestanden? — Wir haben keine, dies *nicht*  
 zu glauben; denn daß er demungeachtet fest bey  
 seiner aufgabe beharrte, beweiset nur, daß diese  
 quäl, mit aller ihrer heftigkeit nicht fähig war, sei-  
 ne *stärkste* leidenschaft zu überwältigen. Sagen  
 sie mir nicht, wir haben auch keine ursache zu  
 glauben, daß ihm Marianens leiden *soviel* gekostet  
 habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz  
 unläugbare: *Rousseau* war ein MENSCH; war in  
 einem alter, wo sichs sogar von demjenigen, der  
 in der folgezeit der entschlossenste bösewicht wird,  
 nicht denken läßt, daß sein herz schon verhärtet  
 sey,



sey. Oder, wofern ja zuweilen *solche ungeheuer* gebohren werden, denen es, von kindheit an, an allem *natürlichen gefühl für andre* gebricht: so war doch *Roussseau* wahrlich keines von diesen ungeheuern. Dafs ein in der bosheit graugewordner strassenräuber und mörder bey dem leiden der unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist nicht, dafs es der junge *Roussseau* auch seyn konnte; so wenig als sein beharren auf seiner aufgabe beweist, dafs er es *war*. Wer in sein inwendiges hätte schauen können, würde, aller wahr-scheinlichkeit nach, gefunden haben, dafs er be-jammernswürdiger war, als das unglückliche dienst-mädchen selbst, die in ihrem leiden doch den unverlierbaren trost der unschuld hatte.

Ich weifs nur zuwohl, mein freund, wie leicht der grofse hauffe daherfährt, um über die sittlichkeit der handlungen ihrer nebenmenschen abzusprechen; und wie wenig bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige unüberlegte urtheile dieser art schaden zu thun. Wir



aber nicht also! — Ich erinnere dies nicht gegen den mir unbekannten erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste absicht; und der abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden leser beym ersten anblick erfüllen muß, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglüklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende beyspiel würde einen über alle maß-  
 fen wichtigen moralischen nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaßt würden, der ausnehmenden schwierigkeit, eine individuelle sittliche handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen weisheit des christlichen „RICHTET NICHT“ sich besser zu überzeugen. Werfe den zweyten stein auf den unglükfeligen wer da will! Und werfe wer lust hat auch den dritten auf mich — der, in diesem Pharisäischen zeitalter, den muth hat, sich seiner anzunehmen, und den edeln und starken, den Mann, dem die billige nachwelt einen plaz unter den Heroen unsers jahrhunderts gewifs nicht versagen wird, wegen eines verbrechens, dessen ein schwächerer,  
 klei-



kleinerer mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens - als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen sêlen, die es ertragen können, unter die werthlofesten *Anthropomorpha*, die auf ihre bürgerliche unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen gefühl für ehre und schande; mit weniger stärke und ausdauerungskraft, würde *Rousseau* dies verbrechen — nicht begangen haben — aber auch — nicht *Rousseau* gewesen seyn.

Das buch der schiksale ist vor uns verschlossen, mein freund; und würde auch zuweilen einem sterblichen ein blik in seine geheimnisvollen blätter erlaubt, so würd' er sich wohl hüten, ihre *ἀγνῆτα ἱερὰ* durch profanes ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch eins, mein bester! — Auch der umstand, daß, nachdem die arme *Mariane* aus dem hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch was aus ihr geworden“ ist (allem ansehen



nach) in der absicht angeführt worden, wo nicht Rousseau's schuld zu vergrößern, doch gewiss sein verbrechen um soviel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe nacht, die von nun an auf Marianens schicksal lag, bedecke das *aergste* — das arme verstoßene mädchen sey hilflos umgekommen, oder habe sich selbst ein leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus noth und elend unter die unglücklichen gerathen, deren eigentliche benennung die keuschen *ohren* so mancher LUCREZIEN, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren anblick auch die reinsten und sanftesten sêlen ihres geschlechts zu einem das mitleiden überwiegenden abscheu nöthiget — und, wenn noch was schlimmers als dies seyn kann, gesetzt, auch dies sey *Marianen* wiederfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen *Rousseau* dafür zur verantwortung zu ziehen?

So wie zwey menschen, indem sie das nemliche thun, eine sehr verschiedene handlung begehen



hen können; so hängt oft auch an dem nemlichen faden glück oder unglück. Da man von Marianens schiksal nichts weiter erfahren hat, und also weder böses noch gutes weiß: bleibt es nicht eben sowohl möglich, daß es glücklich war, und daß gerade diese unverschuldete verstoßung ihr, gegen alles vermuthen und hoffen, den weg dazu bahnte? War' es etwa das erstemal, daß die Vorsehung, durch eine ganz natürliche verbindung von mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche leidenschaften und verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, *Rousseau* hätte auf solche weise, wider wissen und hoffen, die erste veranlassung zu *Marianens* glücke gegeben — würden wir's ihm zum verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen zufälle, die ihr vielleicht begegnet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche verstoßung aus dem hause des Vornehmen Mannes etwan eine nothwendige, vorhergesehene, oder abgeziwekte folge seiner anklage? Ist es nicht, im gegentheile, sehr vermuthlich, daß *Rousseau* sich eingebildet haben mochte, die angeb-



liche entwendung des goldgestikten bandes werde ihr um so eher verziehen werden, da sie, allem ansehen nach, bisher immer ein gutes unbescholt-  
 nes mädchen gewesen war? Wenn jemand die *vielleicht* unglücklichen folgen ihrer verstoßung vor dem richterstuhle der menschlichkeit zu verantworten hätte, so wäre es (däucht mich) der *Vornehme Mann* selbst, der so streng und hartherzig war, ein armes geschöpf, das sich immer wohl aufgeführt hatte, und izt zum erstenmale der entwendung einer solchen kleinigkeit nicht einmal *überwiesen*, sondern *blos beschuldigt* wurde, ohne alles mit-  
 leiden, und selbst wider alles recht (denn das zeugnis des einzigen jungen menschen machte doch keinen genügsamen beweis wieder sie) mit schimpf und schande ins elend zu jagen. Soll hiebey ja etwas auf Rousseau's rechnung kommen, so ist es wahrlich an dem, was die *nächste*, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, *folge* seiner that war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der dazwischenkunft andrer ursachen, von einem zusammenhange der dinge, in welchem wir  
 alle



alle nur *blinde werkzeuge* sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigener aufführung abhängenden, entfernten folgen zur last zu legen, wäre wider alle billigkeit, und wider alle gesunde begriffe von der moralischen zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein freund, dem urtheile ihres verstandes und herzens, ob und wiefern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh ich sie ganz entlasse, muß ich ihnen noch einen zweifel von der erheblichsten art bekannt machen, der mir dieser tage gegen die wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die rede war, mitgetheilt worden ist.

Der erzähler der Anekdote sagt: „diese begebenheit ward ihm (dem ROUSSEAU) durch sein  
„*ganzes übriges leben zu einer beständigen folter;*  
„alle freuden der jugend die er genoß wurden ihm  
„verbittert, so oft ihn sein allzugetreues gedächtnis an das arme schuldlose mädchen erinnerte, das  
„er *vielleicht ganz zu grunde gerichtet; überall,*

„wo



„wo er nur hinblikte, schwebte ihm das bild der  
„unglücklichen Mariane vor augen.“

Ist dies *wahrheit*? — Nun, so sagen sie mir,  
was wir von der folgenden Anekdote halten sollen,  
welche gleichwohl der herausgeber des *Christli-  
chen Magazins* würdig gefunden hat, sie aus ei-  
nem briefe eines ungenannten freundes von Rouf-  
seau, worinn die umstände seines todes erzählt wer-  
den, in das erste stük des zweyten bandes seiner  
sammlung einzurücken —

„Welch ein glük (läßt der verf. des briefes den  
sterbenden Rousseau zu seiner ehgattin sagen)“  
„welch ein glük, meine beste, zu sterben, wenn  
„man sich nichts vorzuwerfen hat! . . . Ewiges  
„Wesen, diese sêle, die ich dir nun wiedergehe, ist  
„in diesem augenblik eben so rein, als da sie aus  
„deinem schooße kam.“

Merken sie, mein freund, dafs dies aus einer  
geschichte der wahren umstände von Rousseau's  
tode genommen ist, die der verfasser derselben den  
herausgebern des *Journal de Paris* zusandte, um  
fol-



solche bekannt zu machen; wiewohl diese bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der große Apollo seyn, der diese zwey angebliche *thatfachen* als wahr zusammendenken kann! — Wie? dem manne, dem überall, wo er nur hinblikte, das bild der unglücklichen Mariane vor augen schwebte, sollte sein allzuges treues gedächtnis nun auf einmal so ungetreu geworden seyn, daß er fähig wäre, dem Ewigen Wesen im dem letzten feyerlichen augenblicke seines lebens ins angesicht zu sagen: ich gebe dir meine seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beyde Anekdoten wahr sind, so sind nur zwey fälle möglich, worinn *Rousseau* das Ewige Wesen so zu apostrophiren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem augenblicke schon aller besinnung beraubt, und sprach im *Wahnwitz* — und daß dies der fall *nicht seyn konnte*, beweiset der ganze zusammenhang der erzählung (S. 194 195 196 l. c.) augenscheinlich — oder *Rousseau*, der lebens-

wulz



würdige Enthusiast für wahrheit und tugend, war der schändlichste *heuchler* und der entschlossenste *Atheist*, den die erde jemals getragen hat.

O ihr *Anekdotenkrämer*! welch ein schweres gericht würde über euch ergehen, wenn ein tag käme, wo die so oft von euch mißhandelte, verunstaltete, und zur lügen gemachte wahrheit auftreten, und um rache wider euch schreyen würde! Wenn werdet ihr, von so häufigen täglichen erfahrungen gewarnt, endlich einmal behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beyden erzählungen, die uns beyde für wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich ihnen meines herzens meinung unverholen sagen, mein freund? — keine von beyden!

Der *sterbende Rousseau* hat die vorgebliche prahlerhafte apostrophe an das Ewige Wesen NICHT gesagt! KANN sie nicht gesagt haben! Kein mensch, kein tugendhafter, kein heiliger kann das zu sel-



*nem Schöpfer* sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine sêle so rein zurückgegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen menschen gegeben hätte, so würde der so was nicht sagen. Der reineste mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig: Vater, in deine hände befehle ich meinen geist — Und dies ist *wahre Reinheit!*

Aber es ist *eben so wenig wahr*, „dafs die begebenheit mit dem dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes leben durch zur beständigen folter geworden; dafs ihm überall wo er hingeblickt, das bild der unglücklichen Mariane vorge-schwebt“ — Das sind *rednerische sentimentalische vergrößerungen!* das hat der *merkwürdige reisende*, dem die geheime geschichte des menschlichen herzens ein gegenstand der ernsthaftesten betrachtungen ist, gewiß nicht in *Rousseau's Memoiren* gelesen! Denn wenn ihm die geheime geschichte des menschlichen herzens so wichtig ist: so wird er wahrscheinlich auch in der *natürlichen ge-*  
schichte



schichte der menschlichen seele so unerfahren nicht  
 seyn, daß er nicht wissen sollte, was vermöge der  
 menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So ge-  
 fühlvoll wir uns auch *einen* ROUSSEAU denken  
 müssen, so lebhaft und energisch seine einbildung  
 war, so war er doch — kein *schwacher* mensch:  
 seine seele hatte innres leben und kräfte genug, um  
 eine wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten  
 jugend empfangen hatte, so tief sie auch seyn  
 mochte. Eine *narbe* mußte wohl zurückbleiben;  
 und dies war mehr als genug, ihm, so oft er sich  
 dieser begebenheit erinnerte, das bewußtseyn sei-  
 ner selbst zu verbittern: aber so weit als es *Hr. B.*  
 treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was  
 man sagen könnte, wenn *Rousseau* das unschuldi-  
 ge mädchen erst durch eine reihe betrügerischer  
 kunstgriffe *verführt*, und dann, um seine schande  
 zu verbergen, *ermordet* hätte. — Er hatte sie, in  
 einem alter, wo er kaum mehr als ein knabe war,  
 fälschlich der entwendung eines goldgestikten ban-  
 des beschuldiget, und sie war deswegen aus dem  
 hause, wo sie diente, gejagt worden. Dies war  
 sein



sein ganzes verbrechen, und er mußte sich bewußt seyn, daß er es nicht aus *muthwilliger bosheit*, sondern *im Drang der noth*, und in einer leidenschaft, die ihm die augen vor den folgen seiner lüge verschloß, begangen hatte. Das nachmalige schiksal des mädchens war *unbekannt*. Einige jahre lang konnte sein innerer schmerz durch diesen umstand geschärft werden. Aber natürlicherweise mußten alle diese bilder, durch die manchfaltigkeit und wichtigkeit so vieler nachfolgenden scenen seines lebens, durch den vieljährigen aufenthalt in Paris, durch die innere stärke und immer angestrengte wirksamkeit seines geistes, u. s. w. binnen 30, 40 und mehr jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten lebhaftigkeit verliehren; und, da es überdies eben so möglich war, daß *Mariane* NICHT unglücklich durch diesen zufall geworden: so war es vermöge der natur der sêle unmöglich, daß ein bloßes *vielleicht* nach so vielen jahren eine wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das ärgste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vor-



fezliche muthwillige mörder oder zerstörer eines schuldlosen geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben sie mir, daß ich sie so lange bey etwas aufgehalten habe, das kaum so viel aufmerksamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade *um deswillen* beynahe keine einzige begebenheit in der welt rein erzählt wird, weil, in der sehr natürlichen absicht, die zuhörer desto besser zu unterhalten und die sache desto rührender zu machen, jeder *erzähler*, (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen absicht bewußt zu seyn) die backen voller nimmt; immer desto mehr von dem seinigen hinzuthut, je mehr die sache seine eigne einbildung erhitzt, — mit einem worte, unvermerkt zum *dichter* wird. Möchten die guten leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der erlaubniß *quidlibet audendi*, die HORAZ den dichtern giebt, anmassen wollen; oder wenigstens nur *die bedingung* nicht vergessen, wodurch er diese freyheit in die grenzen der Natur und wahrheitsähnlichkeit einschließt!



Als ich ihnen vorhin sagte: ROUSSEAU könne dem lieben Gott das pharisäische compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein sogenannter freund (einer von den dienstfertigen freunden, deren unverstand oft mehr schadet, als aller böse wille eines feindes) noch in seiner letzten stunde ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der *Relation des derniers jours de Mr. J. J. ROUSSEAU et des circonstances de sa mort*, welche Hr. *le Begue de Presle*, Doctor der arzneywissenschaft von der facultät zu Paris, im abgewichenen jahre zu *Neufchatel* drucken lassen, eine stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene ausstreunung, und ähnliche, womit das publikum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues gewicht giebt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze auffatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Hr. *le Begue* von den letzten tagen des edeln und in seinem leben so sehr misskanuten und misshandelten mannes sagt, scheint aus den lautersten quellen geflossen zu seyn: und selbst die kürze



seiner nachricht von *Rousseaus* letzter stunde lei-  
 stet die gewähr für seine glaubwürdigkeit. „*Ma-*  
*„dame Rousseau* (sagt er) die in dieser stunde ganz  
 „allein bey dem sterbenden war, war viel zu un-  
 „ruhig und betrübt, um die eigenen worte und aus-  
 „drücke der moralischen oder religiösen gesinnun-  
 „gen, die ihr Mann noch äusserte, zu behalten.  
 (Von ihr kommt also die emphatische anrede an  
 den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten stun-  
 de noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie  
 denn gehört haben, da *sie*, die doch *allein* bey  
 ihm war, nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, setzt  
 „der Doctor *le Begue* hinzu, durch die genauesten  
 „erkundigungen, die ich noch an seinem todestage  
 „und an den nächstfolgenden eingezogen, gewiss  
 „worden, daß Rousseau in seinen letzten augenbli-  
 „cken weder *prahlerey* (*ostentation*) noch schwach-  
 „heit von sich blicken lassen; alles was er äusserte,  
 „war zuneigung zu seiner ehgattin, vertrauen zu  
 „Herrn *Gerardin* (dem Grafen von Gerardin, auf  
 „dessen gute *Ermenonville* er starb) und hoffnung  
 „auf die barmherzigkeit Gottes.



Ich brauche ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als dafs herr *le Begue de Presle* ein Mann von bekanntem ansehen, und von solchen eigenschaften des geistes und herzens ist, die keinen zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische wahrheit giebt; und dafs seine nachrichten, noch zu allem überflufs, von Hrn. *J. H. de Magellans*, einem gelehrten Portugiesischen edelmann, in einem denselben beygefügtten sehr interessanten anhange bekräftiget werden.







#### IV.

### NACHTRAG

ZU DEN

*VORSTEHENDEN BRIEFEN*

ÜBER

J. J. ROUSSEAU.

---

**D**iese Apologie für J. J. Rousseau, — in sofern durch die im ersten Stücke der *Ephemeriden der Menschheit* von 1780. publicierte Anekdote, und die art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte, meiner Überzeugung nach dem Andenken dieses großen Mannes ein unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurückfiel, — war bey- nahe zwey Jahre geschrieben und im *teutschen Mer- kur* 1780. bekannt gemacht: als endlich die zu Genf  
im



im J. 1782. in zwey bänden herausgegebene CONFESSIONS de J. J. ROUSSEAU, *suivies des Reveries du Promeneur Solitaire*, selbst erschienen, und die sache zwischen dem sogenannten *merkwürdigen Reisenden*, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der *Ephemeriden*, an einem, und J. J. ROUSSEAU, der *Menschheit*, und mir, ihrem gut-herzigen *Apologisten*, am andern theile, auf eine art, die keine ausflüchte noch einwendungen übrig liefs, zu ende brachte.

Der *merkwürdige Reisende*, hatte, seinem vorgeben nach, die Anekdote in den sogenannten *Rousseauischen Memoiren* (den *Confessions* also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der *Ephemeriden* in einem schreiben an denselben mit einer wärme, die jedem unbefangenen leser auffiel, und mit umständen, welche die ganze geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der *Ephemeriden* hatte aus beweggründen, wobey vermuthlich sein menschenfreundliches herz



von einem falsch beleuchtenden *Raisonnement* getäuscht wurde, geeilt was er konnte, dieses schreiben mit einigen moralischen nuzanwendungen drucken zu lassen, wodurch meines erachtens, die sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Defension des armen, so übel mishandelten Rousseau, damals keine andere hülfsmittel, als einige kentniß des *menschlichen herzens* (wenn anders eine langwierige aufrichtige und genaue beobachtung *meines eigenen* mir zu *je-ner* behülflich seyn konnte) und einige *data* über *J. J. Rousseaus* charakter, die mir seine allgemein bekannten schriften an die hand gaben. Beydes hatte mich beynahe mit moralischer gewisheit überzeugt: das verschiedene umstände in der erzählung des ungenannten Reisenden und des Hrn. B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müßten; das Rousseaus vergehen, wofern auch die hauptsache wahr sey, unter gewissen *möglichen*, wiewohl uns *noch unbekannten* umständen, in einem weit mildern lichte erscheinen würde; und



und daß die *vielleichts* des Hrn. B. (welche alle gegen *Rousseau* gerichtet waren) möglicher weise durch andere *vielleichts*, die zu vermindern seiner schuld gereichten, nieder gewogen werden könnten. Da mir die sache der gebaueten und unbefangenen prüfung höchst würdig schien, so hatte ich sie auf alle seiten gewendet; und, weil ich es *unmöglich* fand, daß ein mensch wie J. J. *Rousseau* jemals, geschweige in seiner ersten jugend, ein so abscheulicher *bösewicht* habe seyn können, als er wegen dieser that in hrrn B. augen erschien: so hatte sich mir eine *Hypothese* dargestellt, vermittelt welcher ich mir des jungen *Rousseaus* betragen in diesem falle psychologisch und moralisch *begreiflich* machen konnte: und das Resultat von diesem allem war, in einem hohen grade wahrscheinlich zu finden: daß er dieser vergehung wegen mehr *mitleiden* als *abscheu* verdient habe, mehr *unglücklich* als *verdammenswürdig* gewesen, kurz, daß er diese that nicht begangen habe weil er ein *bösewicht*, sondern weil er ein *mensch* war: ja, daß er sie vermuthlich *nicht* begangen haben



würde, wenn er schon damals weniger anlage zu einem edeln und grossen charakter in sich gehabt hätte.

Die *Confessions de J. J. Rousseau*, worin man nun diese ganze Anekdote aus der quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das Raionnement und die hypothese des Apologisten auf eine weise, wovon man vielleicht wenig beyspiele hat. Einige *individuellen* umstände ausgenommen, wovon sich durch keine philosophische oder dichterische *Divination* errathen liess, dass der *Erzähler* in den *Ephemeriden* sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe, traf alles so schön zu, dass der Apologist niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den argwohn hätte verdenken können, er habe, schon damals als er Rousseaus Vertheidigung übernahm, eine abschrift der *Confessions* in händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Es fand sich nun, dass der erzähler der Anekdote (nach dem seltsamen ausdruk des *Herausgebers der Ephemeriden* in einer im VIIten stücke des  
 O jahr-



jahrgangs 1780. befindlichen Entschuldigung (\*)  
 „Rousseaus schatten durch eine etwas unrichtige  
 erzählung einer seiner jugendlichen schwachheiten  
 beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder,  
 dass der *Apologift*, in der Beschreibung des innerli-  
 chen kampfes und leidens, welche R. (seiner ver-  
 muthung nach) bey dieser, durch kindische thor-  
 heit sich zugezogenen schrecklichen verlegenheit  
 aus-

(\*) Sie kam nur ein wenig zu spät, und ent-  
 schuldigte nichts; wie im August des T. Mer-  
 kurs 1780. S. 146. u f. deutlich dargethan  
 wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der V.  
 nicht das geringste davon merken ließ) durch  
 die im April und May des T. Merkurs 1780.  
 erschienene und mit allgemeiner aufmerksam-  
 keit und beystimmung vom Publico aufgenom-  
 mene Apologie für Rousseau veranlasst, aber  
 mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich  
 ein Mann ersparen kann, dessen herz sich mit  
 seiner eigenliebe ein für allemal abgefunden hat,  
 und der aufrichtig und geradezu gestehen darf,  
 daß ihm was menschliches begegnet sey, ohne  
 ängstliche furcht, daß er dadurch in der augen-  
 edler und guten menschen verlieren werde.



ausgestanden haben mußte, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner sêle gelesen hätte.

Die *umstände* waren beynahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdoten-Mann angegeben hatte. Rousseau befand sich damals, in einem alter von ungefehr 16 jahren, zu Turin, wo er durch die veranstaltungen der allzugutherzigen *Madame de Warens* und des frommen und bekehrsüchtigen *Bischofs, von Bernex*, auf der einen, und durch seine jugend, unbefonnenheit und unglückliche lage auf der andern seite, zum übergang in die Römische kirche mehr *betrogen* als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem glaubensbekenntnisse, von den vorstehern des Profelytenhauses mit 20 franken abgefunden worden war, und endlich seinem leibe keinen andern rath wußte, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem hause einer verwittibten *Gräfin von Versellis* als Lakay unterzukommen. Eine zeitlang war der hauptsächlichste dienst, den er bey dieser Dame zu verrichten hätte, briefe zu schreiben die sie ihm

dic-



dictierte; denn sie hatte eine weitläufige Correspondenz, und ein krebs an der brust, von welchem sie grausam leiden mußte, erlaubte ihr nicht, ihre briefe selbst zu schreiben. Der charakter der Gräfin, war nicht so beschaffen, daß sie den verborgenen werth ihres jungen schreibers hätte ausfündig machen können; er blieb ihr immer fremde. Ihr hausmeister *Lorenzi*, dessen frau, und ihre Niece, *Mlle Contal*, die bey der Gräfin kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr möglichstes, ihn von ihrer gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sichs, daß er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem letzten willen vergessen hatte. Ihr Neffe und erbe, *der Graf de la Roque*, verbesserte indessen diese vernachlässigung, einigermaßen, indem er ihm bey seiner entlassung aus dem hause 30 Livres gab, ihm das neue kleid liefs, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daß er für ihn sorgen wollte. Ich mußte den lesern diese kleinen umstände wieder ins gedächtniß bringen, weil sie



uns zu einem anschaulichern begriffe der damaligen lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf *de la Roque* war nun der vornehme Mann von welchem in B's erzählung die rede ist, und das Haus der Gräfin von *Verfellis*, war, unmittelbar nach ihrem tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die separation der Nippes der Kammerfrau von der garderobe der Gräfin, vorgenommen wurde, daß Mselle *Pontal* ein kleines schon abgetragenes rosenfarbes band mit silber vermisste. Rousseau, — der bey seinem ehemaligen Lehrherren, dem Pettschierstecher *Ducommun*, (aus Veranlassungen, die er mit einer für Eltern, Erzieher, Lehrherren und junge leute sehr lehrreichen umständlichkeit erzählt) sich die gewohnheit zugezogen hatte, naschwären, obst, kleinigkeiten, denen bloß seine kindische fantasie einen werth beylegte, und zuletzt alles was ihn tentierte \*) sich oh-

\*) Geld und sachen von werth ausgenommen. —



ne erlaubnis des eigenthümers zuzueignen, — (liefs sich von allen, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbe band mit silber gelüsten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, so wurde es gar bald bey ihm gefunden. Den weitem Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören: „Man wollte wissen woher ichs hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, *Marion* hab' es mir gegeben. Diese Marion (*Mariechen*, nicht *Mariane*) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die, seit einiger zeit köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische farbe wie man sie nur auf den gebürge findet, und überdies ein solches *air* (\*) von sittsamkeit

*Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; je l'étendis bientôt à tout ce qui me tentoit; et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais été beaucoup tenté d'argent, etc. etc. Confess. de l. l. R. L. I. p. 38 seqq. Edit. de Geneve de 1782.*

(\*) Dies ist eines von den fremden wörtern, die



keit und sanftheit, daß man sie nicht ansehen konnte ohne ihr gut zu seyn; übrigens ein wakres tugendliches mädchen und von der bewährtesten redlichkeit. Man war also sehr erstaunt da ich sie nannte; und weil man nicht weniger zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der mühe werth die sache zu untersuchen. Man liefs sie auf der stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der *Graf von la Roque* selbst zugegen. *Marion* kommt, man zeigt ihr das band, ich beschuldige sie mit unverschämter dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein wort herausbringen, und wirft mir einen blik zu, *der einen teufel hätte entwaffnen müssen*, und gegen den gleichwohl mein barbarisches herz aushielt. \*) Sie läugnaete endlich mit

*unsre sprache aufnehmen muß, weil wir sie weder entbehren noch mit einem gleich bedenkenden ersetzen können.*

\*) Man vergesse nicht, daß *R.* hier sein eigner ankläger ist; daß eine fantasie wie die seinige, bey einer solchen gelegenheit, sich stark ausdrückt, und daß der beredteste Sachwalter des armen Marie-



mit zuversichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wandte sich an mich, ermahnte mich in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu leide gethan, nicht um ihren guten nahmen zu bringen; aber ich bekräftige mit einer *höllischen unverschämtheit* meine aufgabe, und behaupte ihr ins gesicht, daß sie mir das band gegeben hat. Das arme mädchen fieng an zu weinen und sagte weiter nichts zu mir als dies: Ach! Rousseau! ich glaubte er hätte ein so gutes gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an seiner stelle seyn. Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben soviel simplicität als standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese mäßigung in vergleichung mit meinem entschlossnen ton

Mariechens nichts stärker hätte sagen können: Wir, als die richter in der sache, müssen uns durch niemands beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen.



tone that ihr schaden. (\*) Es schien nicht natürlich, auf

(\*) Aber was für richter mußten das seyn die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste zug, der unzweydeutigste Charakter der unschuld und herzensgüte ist, war das, was einem mädchen, die immer im besten rufe gestanden war, gegen den decidierten ton ihres anklägers, gegen das zweydeutigste unter allen äußerlichen zeichen der unschuld, schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese art in dergleichen fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die ursache liegt nicht tief. Die meisten leute gerathen, wenn ihnen unrecht geschieht in große hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die hitze in solchen fällen für Natursprache der gekränkten unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine erfahrungsregel daraus worden, womit man sich in vorkommenden fällen behilft, und sich dadurch die mühe erspart, auf das, worin ähnliche fälle verschieden sind, achtzugeben, um diese differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in rechnung zu bringen. In sachen, wo es nur um anderer, zumal geringer leute wohl oder weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gerne mit so genauen berechnungen, und macht lieber kurze arbeit.



auf der einen seite eine so teuflische kekheit, und auf der andern eine so engelmäßige sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig halten sollte, aber die vorurtheile neigten sich doch auf meine seite. In der geschäftigen unruhe, worin sich das haus befand, nahm man sich nicht die zeit, der sache auf den grund zu kommen; und der *Graf von Roque*, indem er uns beyde fortschikte, begnügte sich zu sagen: das gewissen des schuldigen theiles würde des unschuldigen strengester rächer seyn. Seine weissagung war nicht in den wind gesprochen: es geht kein tag vorbey, an dem sie nicht in erfüllung gienge.“

Es ist unmöglich, diese so naive erzählung zu lesen, ohne das unser herz mit wärme und rührung für das gute lebenswürdige *Marriechen* parthey nähme. Aber davon ist jezt nicht die rede. Die frage ist: wie verhält sich das factum unter den umständen, mit welchen es der einzige zeuge desselben, *ROUSSEAU* selbst, erzählt, zu dem, welches



wir oben (im ersten briefe) aus den *Ephemeriden* ausgezogen haben? Ich will nichts von der verwandlung des prächtigen goldgestikten bandes in ein armes kleines abgeschoffenes band *couleur de rose et argent* sagen. — Aber: *faßte man verdacht wider Rousseau?* War es mit der untersuchung wirklich *soweit* gekommen, dals man es bey ihm entdeckte? *Schien R. wegen des wider ihn gehabten verdachts ganz befremdet?* bürdete er die that derjenigen auf *die er liebte?* hatte er ihr das band schenken wollen, um sie *vielleicht zu unedeln gunstbezeugungen geneigt zu machen?* wurde das unglückliche mädchen mit *schimpf und schande* belegt und aus dem dienste *gejagt?* hat alsdann *niemand* mehr erfahren was aus ihr geworden ist? Und ist *Rousseau um dieses alles willen ein Bösewicht?*“

Alles dies verhielt sich in *facto* ganz anders. Jungfer *Pontal* vermißte ihr band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bey *Rousseau*; er wurde auf der stelle gehohlt und befragt; er gerieth in verwirrung, stokte und sagte mit erröthen,

*Ma-*



*Marion* hab es ihm gegeben. Er war dieser *Marion* gut, aber sie war nicht *die, die er liebte*. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem bande zu unedeln gunstbezeugungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit schimpf und schande belegt, sondern, ohne dafs der Graf de le Roque zwischen ihnen entscheiden wollte, blofs *mit Rousseau* und *wie Rousseau* aus dem dienst *entlassen*; und wenn gleich *Rousseau* in der folge nichts mehr von ihr gehört hat, der (wie er selbst gesteht und wie aus seiner folgenden geschichtserzählung klar genug erscheint) wenn es ihm wohl gieng, wenig an die zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakay im hause der Gräfin Vercellis gewesen war, dachte — so folgt daraus noch keinesweges, dafs *niemand* mehr was von ihr gehört und gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau, — nicht in *angenommener befremdung*, sondern in der *bestürzung*, in der *angst*, worin er war, da er plötzlich wegen seines banddiebstahls zur rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen einfall, gerade die unschuldi-



ge *Marion* anzugeben? Vor allen dingen müssen wir hier zum grunde legen, was freylich weder Hr. B. noch der Apologift wissen konnte, bis es uns Rousseau, in der offenherzigen beichte die er der welt abzulegen für gut gefunden, selbst sagte: daß er damals (in seinem 16ten Jahre) noch ein großer *Kindskopf* war: und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, daß er es, mit allen in ihm schlummernden talenten und großen *schriftstellerischen* kräften, noch in seinem 32sten oft in einem beynahe unbegreiflichen grade war. Dies vorausgesetzt hören wir seine eigene beichte. Er hatte das band, in seiner *Otaheitischen* sinnesart, genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte, und es für sich selbst zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es *Mariechen* zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen mädchen und weibern so herzlich gut war, ohne dabey an arges zu denken, (\*) war *Mariechen* gut, und hätte ihr gerne was

(\*) Er bekennt ja aufrichtig; daß auch damals, die ruthe, die er als Knabe von 7 oder 8 jah-



was zum andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damals im sinne; und da er sich so plötzlich in dem falle sah, entweder *vor so vielen zeugen* einen diebstal zu gestehen, oder sich zu entschuldigen: so entschuldigte er sich, in der angst, auf unkosten der ersten person die ihm einfiel, und beschuldigte sie, dafs *sie* gethan hätte, was *er* hatte thun wollen. Als ich sie hernach kommen sah, (fährt er fort) so zerriß mir ihr anblick das herz; aber die gegenwart so vieler leute hatte mehr gewalt über mich als meine reue. Ich fürchtete die *strafe* wenig, ich fürchtete nichts als die *schande*; aber diese fürchtete ich mehr als den tod, mehr als das verbrechen, mehr als die ganze welt. Ich hätte anf der stelle in die erde versinken mögen: aber die unüberwind-

## L 4

liche

*ren von der ältlichen Mselle Lambercier und von der kleinen Mselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige große dernière fa-veur war, wovon seine Imagination einen begriff hatte, und daß z. b. alles, was, seinem wahne nach, ARMIDE ihrem RINALDO zu liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm sein oft und tüchtig die ruthe zu geben.*



liche schäm wurde über alle andere gefühle meister, die *schäm* allein machte mich *unverschämt*, und je mehr ich mein verbrechen erschwerte, (\*) je unerfchrocker machte mich das entsetzen vor dem gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schreklichen zustand, öffentlich, in meiner gegenwart, für einen dieb, lügner, falschen ankläger eines unschuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine betäubung beraubte mich jedes andern gefühls. *Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben.* Hätte mich der Hr. von la Roque in ein anderes zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: richtet das arme mädchen nicht zu grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir: „ich hätte mich „ihm auf der stelle, zu füßen geworfen, dessen bin „ich vollkommen gewiss. Aber, anstatt mir muth „zu machen, that man alles mögliche um mir angst „einzujagen. Mein alter ist auch noch ein umstand, „der billig in betrachtung gezogen werden muß.“

Ich

(\*) *Nemlich, durch das halsstarrige beharren auf der falschen anklage.*



Ich hatte kaum die kinderjahre zurückgelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein kind. In der jugend sind *schwarze verbrechen*, die es wirklich sind, noch *crimineller* als in reifen jahren: aber was an sich *bloße schwäche* ist, ist es in diesem alter weit weniger; und mein vergehen war im grunde doch nichts anders. Auch quält mich die erinnerung daran nicht sowohl um des übels in *der that* selbst, als um dessen willen, was die folge davon (für das arme mädchen) war —“ Aber gerade hierüber hat ihn seine Imagination, die ewige Peinigerin seines lebens, wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen schreckbildern, über alle gebühr, gequält. Die entlassung der *Marion* aus dem hause des Grafen de la Roque, wegen einer so armseligen kleinigkeit als die entwendung eines alten rosenfarben bandes, die nicht einmal auf sie erwiesen war, sondern bloß auf einem verdächtigen zeugnisse beruhte, konnte für ein so gutes mädchen schwehrlich die grausamen folgen haben die er sich vorstellte; und der umstand, daß er in seinem leben nichts wieder von ihr gehört,



mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes leben durch einer ängstlichen einbildungskraft preis gab, als dafs sich mit grunde daraus schliessen liesse, er würde traurige nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte. (\*)

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich leb-  
hafte und geschäftige, romantische, alles aufs äuf-  
serste treibende, und so gern ins schwarze mahlen-  
de Fantasie die bössen folgen dieses einzigen ver-  
bre-

(\*) Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemals ge-  
than habe. Unmittelbar nach der that ließ es  
ihm die mächtigste der Furien, die schäm, nicht  
zu: und nachdem er einmal wieder über die  
gebürge war, hatte er keine gelegenheit mehr  
dazu. Auch kann man einem menschen von  
seiner gemüthsart mit moralischer gewisheit zu-  
trauen, daß, in der folge, die bloße furcht,  
traurige nachrichten zu hören, hinlänglich ge-  
wesen wäre, ihn von genauen nachfragen abzu-  
halten, wofern er auch in die lage gekommen  
wäre, den aufenthalt und die umstände einer  
in der welt so wenig bedeutenden person aus-  
zukundschaften.



brechens, das eine narbe in seiner sêle zurückliefs, vergrößert haben mochte: so war es doch von einem herzen wie das feinige nicht anders zu erwarten, als dafs er nie aufhören würde, sich selbst wegen dieses unglücklichen fleckens in seinem leben vorwürfe zu machen. Demungeachtet behauptete ich ohne bedenken, und ohne furcht, von einem tiefern forscher des menschlichen herzens desswegen angefochten zu werden: dafs — alle umstände welche ROUSSEAU im ersten buche seiner *Confessions* von seiner kindheit, und angehenden jugend erzählt, vorausgesetzt, er, entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn oder ein physisches wunder in ihm hätte gewürkt werden müssen, wenn er in jenem critischen augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem wahrheit liebenden leser, dem alles, was ihn zu genauerer und lauterer kenntnifs des menschlichen herzens führt, wichtig ist, eigene betrachtungen über die Anekdote der Ephe-  
meri-

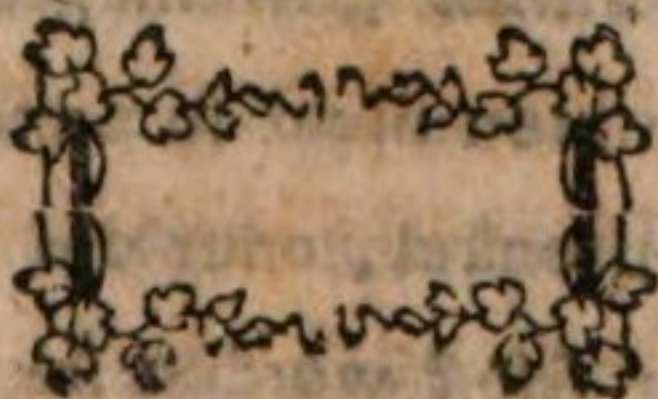


meriden, meine briefe über dieselbe, und Rousseau's selbstgeständniß und selbstvertheidigung in den Confessions — einem an stoff zu den interessantesten betrachtungen so reichhaltigen buche, anzustellen. Wenn sich bey vergleichung dieser drey verschiedenen urkunden über einerley gegenstand zeigen wird, dafs Rousseau's Apologist, durch die billige voraussetzung, dafs wenigstens nicht *alle umstände* in Hrn. B. erzählung verfälscht seyn würden, öfters von derselben irre geführt, und auf zwar an sich richtige schlüsse, aber doch schlüsse aus unrichtigen *Datis* geleitet worden sey: So wird man doch nicht desto weniger finden, dafs er seiner hauptabsicht, in sofern sie von der historischen wahrheit der *Facti* unabhängig war, nicht verfehlt habe; und dafs diese ganze verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen jahren so viel auffehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter nichts als einem beyspiele diene, mit welcher behutsamkeit und delicateße man im urtheilen über die Triebfedern, absichten und

in-



innere moralität einzelner menschen und handlungen verfahren müsse, und welche feine instrumente, welche eine leichte und geübte hand erfordert werde, um, bey zergliederung des menschlichen herzens, die zarten und oft kaum sichtbaren fäden nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren feinem und verwickeltem zusammenhange die erklärungs der schwersten psychologischen aufgaben abhängt.







V.

## PATRIOTISCHER BEYTRAG

ZU

TEUTSCHLANDS HOECHSTEM FLOR

VERANLAST DURCH EINEN IM J. 1780 GEDRUCK-  
TEN *VORSCHLAG* DIESES NAHMENS.

---

So haben wir sie denn endlich erlebt, diese von  
*Barden* und *Allraunen* geweissagte, aber selbst von  
Barden und Allraunen nicht so nahe geglaubte zeit!  
nicht erst unsreurenkel, oder die enkel unsrer ur-  
enkel, nein, wir selbst werden sie sehen! Es nähert  
sich das goldne alter Teutschlands — ja, was sag  
ich? Es ist schon da!

Magnus ab integro seclorum nascitur ordo,  
Jam redit et virgo! redeunt Saturnia regna!

TEUTSCH-



TEUTSCHLAND IN SEINEM HOECHSTEN  
 FLOR! in einem flor, worin noch kein land, kein  
 volk der erde gestanden, seitdem es völker auf er-  
 den giebt! In einem flor, der Germanien zur Kö-  
 nigin der länder, die zukünftige Teutsche Akademie  
 zur königin aller Akademien, und das neue reichs-  
 Cammergerichts - Archiv zum urbild aller Archive  
 machen wird. Selige, goldner als goldne zeit!

*Eilet, sagten die Parzen zu ihren spindeln, die  
 schönen*

*Tage zu spinnen! —*

Und dreymal glücklich *wir* dafs wir sie erlebt  
 haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern  
 jahrhundertern verherrlichten achtzehnten jahrhun-  
 derts, dessen leztes fünfstel ausersehen ist, seine zahl-  
 reichen wunder mit dieser unsre verwegensten wün-  
 sche übertreffenden fülle von immerdaurender, im-  
 mersteigender Nationalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es ist ja nur ein Vor-  
 schlag, — Was Vorschlag! Alles ist so gut als ob  
 es



es schon wäre. Das neue Reichs - Cammergerichts - Archiv steht schon, in Altgothischer Majestät, vor meinen augen da! Schon seh ich die zehn oder zwölf mitglieder der teutschen Akademie pragmatischer wissenschaften ihre jährlichen pensionen von 10,000 fl. einstreichen! Schon haben die teutschen fürsten und herren, (die reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu 2. 1/2 pro Cent vorgestrekten kapital von 72 Millionen Gulden ihre schulden bezahlt! Kurz, was in 6 oder 10 oder 12 jahren *unfehlbar seyn wird*, ist soviel als ob es *izt schon wäre*. Teutschland in seinem höchsten flor wenn es will! Da haben wirs mit klaren Worten! Teutschland darf nur wollen. Denn *der Mann* mit der *wundervollen Nasenwurzel* sagte: MAN KANN ALLES WAS MAN WILL; und alles volk sprach Amen! und seitdem sagen und glauben leute mit allerley Nasenwurzeln, daß man *nur wollen dürfe!*

Und, wer wollte nicht wollen? Was ist leichter, und mehr in eines jeden gewalt, als wollen?

Oder,



Oder, falls es auch eines bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer antrieb zum wollen, als ALLES können sobald man will? Unfre schwachmüthigen, einfältigen vorfahren, die ließen sich freylich so was nicht träumen! Die würden sich eingebildet haben, daß ein solcher vorschlag zu den süßen patriotischen träumen gehöre, deren man sich in guter laune auf einen tag bey dutzenden und schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf — und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als nur daß sie — in dieser armen Alletagswelt — *moralisch - politisch - und ökonomisch* - UNMÖGLICH sind. Aber, seitdem uns die große wahrheit geoffenbart ist, daß man alles kann was man will: seitdem kann von einer so schwachherzigen einwendung nur die rede nicht mehr seyn. *Teutschland in seinem höchsten flor* WENN ES WILL — Zweifeln sie nicht, edler, vaterländischer teutscher mann! TEUTSCHLAND, WILL. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten flor seines vaterlandes wollen? O ganz gewiss es will! Die herrlichen zeiten! Ich seh



sie schon! Sie sind da! Teutschland will! Die allgemeine freude, die allgemeine schwärmerey, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich erfonnene vorschlag aufgenommen würde, ist uns bürge dafür. *Kayser und Reich*, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die *so offenbaren, so einleuchtenden vortheile*, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, sobald das Ratificationsgeschäfte des Teschnerfriedens und die Westphälische Grafensache beendigt sind, nichts dringenders haben werden als zu **WOLLEN** „*daß Teutschland die höchste stufe seines glücks und ansehens erreiche.*“

Und man bedenke, *nur mit einem fond von hundert Millionen gulden Reiniſch!* Welch ein geringer aufwand, *welch ein kleines, leichtes, in unsrer aller taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes mittel zu einem so grossen zwecke!* Was sind hundert Millionen gulden? Was sind sie für ein *so reiches land wie Teutschland?* Für ein land, dessen einwohner, wenn man auch nur 40 fl. auf jeden köpf



kopf im durchschnitt rechnet; wenigstens 1000 Millionen jährlicher einkünfte haben? Welcher ehrenmann, der z. B. tausend gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit freuden 100 fl. hergeben wollen, um die sämtlichen teutschen reichslande in die allerblühendste umstände zu setzen? Hat der edle erfinder des vorschlags also nicht vollkommen recht zu sagen, dass Teutschland *nur wollen* dürfe?

Indessen, so einleuchtend dies alles ist, so ist doch nicht zu bergen, dass sein vorschlag über die *art und weise* wie diese wahre kleinigkeit der 100 Millionen gulden *zusammengebracht werden* soll, in der ausführung mehr schwierigkeiten finden dürfte, als sich der Patriotische verfasser im ersten feuer der erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im durchschnitte, von jedem morgen land, 5, 6 oder 10 kreuzer; so geben die 90 Millionen morgen, die in Teutschland wirklich angebant werden, gerade 90 Millionen gulden.“ — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht ist in der vorstellung, „die teutschen



„Zins und Zehnerherren, die Juden, die getauften  
 „handels- und gewerbeleute, die inhaber der fisch-  
 „wasser, und die gesammte dienerschaft der teut-  
 „schen Stäten, binnen 12, 10 oder 6 jahren mit ei-  
 „ner abgabe von 12 Millionen zu belegen.“ Aber  
 Sie glauben nicht, werthester herr, was diese auf-  
 lage, *in Concreto*, in den zehn reichskreisen, rük-  
 sichtlich auf die (wie sie wissen) so sehr verschiede-  
 ne *physisch-ökonomische* und noch ungleich ver-  
 schiednere und zum theil (wie sie gleichfalls wissen)  
 höchst verwickelte *bürgerliche* verfassung und ver-  
 hältnisse der unzähligen teutschen Stäten, in der  
 ausführung für leidige schwierigkeiten und hinder-  
 nisse finden würde!

Ich habe daher aus patriotischem triebe, das  
 meinige nach möglichkeit zu beschleunigung ei-  
 nes so erwünschten werkes beyzutragen, auf einen  
*kürzern, einfachern*, und nicht der geringsten er-  
 heblichen schwierigkeit ausgeetzten weg gedacht,  
 wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zu-  
 sammengebracht werden könnten, und mein un-  
 maßgeblicher vorschlag ist folgender.

Man



Man rechnet, bekanntermâßen, die anzahl der sammtlichen bewohner des heil. Röm. Reichs Teüt-scher Nation auf 24 Millionen. Wahrscheinlich ist diese zahl zu gering, und ein berühmter gelehr-ter ist der meinung, daß bey einer genauern zäh-lung des volkes wohl 27 bis 28 Millionen heraus-kommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer übereilung beschuldiget zu werden, bey der runden zahl der besagten 24 Millionen lassen.

Diese 24 Millionen *Menschen vel quasi* würden, wenn *Teutschland* (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen 20 jahre dieses gegenwärti-gen jahrhunderts mit einer KOPFSTEUER von ei-nem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem orte; auf die bequemste weise erhoben, und der ganze betrag quartaliter von den höchsten und ho-hen ständen an die allgemeine *Reichs - Flor - Cassa* franco abgeliefert würde.

Die 24 Millionen pfennige, welche folcherge-stalt wöchentlich erhoben werden, machen 6 Mil-



lionen kreuzer, und diese 6 Millionen krenzer geben  
 uft die runde summe von *hundert tausend gulden*  
*Rheinisch*. Diese kopfsteuer würde also in einem  
 jahre genau 5 *Millionen* und 200 *tausend Gulden* ab-  
 werfen; folglich, in 20 jahren, die von dem Hrn. er-  
 finder des Projekts verlangten 100 *Millionen*, mit ei-  
 nem überschufs von vier Millionen, über deren an-  
 wendung ich mich im folgenden erklären werde.

Einem jeden mufs sogleich in die augen leuch-  
 ten, dafs die jährlichen 5'200 000 fl. unmöglich auf  
 eine einfachere und das werthe publikum weniger  
 belästigende weise erhoben werden können, als  
 durch die vorgeschlagene wöchentliche pfennig-  
 steuer. Einzelnelebende personen zahlen für sich  
 selbst; jeder hausherr oder hausvater für sich und  
 seine sämtlichen hausgenossen. Ich gestehe, dafs  
 dies bey den personen von den obersten Classen  
 jährlich eine abgabe von 6, 8 bis 10 fl. machen kann,  
 Allein, wer ein grosses haus halten kann, hat auch  
 einkünfte dazu; und ich bin versichert, dafs in ganz  
 Germanien kein einziger bidermann athmet, der  
 den



den höchsten flor des lieben teutschen vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen beytrag von etlichen pfennigen mit tausend Millionen freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heil. Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit 16 pf. und also jährlich mit 3 fl. 28 kr. betreffen: er erklärt sich aber hiemit bereit, nicht nur diese 3 fl. 28 kr. sondern selbst das *Duplum* und *Tripulum*, wenn's nöthig seyn sollte, willigt beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchste flor von *Neuholland*, *Neuseeland*, *Feuerland*, oder *Californien* bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts geringers als den höchsten flor von TEUTSCHLAND zu thun ist. Und welcher teutscher Patriot sollte nicht eben so denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der wochen fasten oder ohne frühstück bleiben, als sich seinem beytrage zu einem so glorreichen werke entziehen wollen?

Was diejenigen anbetrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmal einen pfennig wöchentlich



lich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem *bettel-mandate jedes ortes* in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren pfennig von wohlthätigen herzen zu *erbeteln*: da dann mit nichten zu zweifeln ist, daß sich nicht unter den reichen und vermöglichen ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das vergnügen noch streitig machen werden, ihre dürftigen mitbürger durch ein so geringes almosen in den stand zu setzen, zu Teutschlands höchstem flor *Praestanda zu prästiren*.

Da nun, nach diesem meinem vorschlage, zu ende des jahrs 1781 bereits 5 Millionen und 200 tausend Gulden erhoben seyn werden: so kann sogleich im jahre 1782 mit erbauung des vorgeschlagenen *Reichs - Cammergerichts Kanzley - und Archiv - Gebäudes* der anfang gemacht, die zu Strasburg und Aschaffenburg zerstreuten *Cammergerichts - Acten* herbeygeschafft, das teutsche *Richter - und Advocaten - Seminarium*, wie auch die zwey groffe *PHILANTHROPINE* in jedem der zehn reichskreise erbauet



*baut, das Cammërgericht friedensschlußsmäßig be-  
setzt, und das sehr respectable besondere Executions-  
Regiment zum gebrauch desselben aufgerichtet  
werden.*

Da alles dies, inclusive der zu *bezahlung der  
Philanthropinischen lehrer, und versorgung armer  
Philanthropinisten* jährlich erforderlichen 200 T. Gul-  
den, nach dem anschlage des Hrn. V., erst 4 Mil-  
lionen wegnehmen wird: so könnte, ohnmäßig-  
lich, von der noch übrigen Million noch im jahre  
1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige gebäu-  
de, und das Laboratorium, für die TEUTSCHE  
AKADEMIE erkauft, erbaut, und mit den nöthigen  
geräthschaften versehen werden. Mit den noch üb-  
rigen 200 T. Gulden müßten sich die Bediente und  
Commissarien zur ausführung und besorgung dieser  
wichtigen geschäfte, der Casse und rechnungen,  
anstatt der ihnen ausgeworfenen 250 tausend eins-  
weilen begnügen lassen; jedoch mit der ausdrückli-  
chen bedingung, daß ihnen der abgang von dem  
ertrage der künftigen jahre baldmöglichst erstattet  
werde.



Die im jahre 1782 eingehenden 5 Millionen könnten (nach dem vorschlage des Hrn. V. S. 6. n. 9.) im jahre 1783 zu vermehrung des nöthigen Viehstandes im Heil. Röm. Reich, verwandt werden. Den spötern, welche bey diesem artikel einwenden könnten, daß es nöthiger seyn dürfte, auf verminde-  
*rung des viehstandes*, zumal in gewissen bekannten reichskreisen, den bedacht zu nehmen — gebührt gar keine antwort.

Im jahre 1784 können die zwey Arbeits- und Manufacturhäuser in jedem Kreise, und im jahre 1785 auch die für jeden kreis zu erbauenden beyden armenhäuser zu stande kommen; und wenn dann der überschuss, nebst dem ertrag der jahre 85 und 86 auf die *urbarmachung und resp. austroknung und anbauung der morastigen gegenden und äden Districte* verwandt würde: so würde man im jahre 1787 bereits mit allem fertig seyn, wozu der Hr. V. die ersten 28 Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im jahre 1788 mit den anlehen an die höchsten und hohen Stände zu erleichterung ihrer schuldenlast der anfang gemacht werden.

Mein



Mein teutsch - patriotisches herz wallet und überwallet mir vor freuden, wenn ich an den blühenden, glüklichen und ehrenvollen zustand denke, worin ich mein geliebtes vaterland noch vor abfluß dieses jahrzehnts zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie *die leidigen Franzosen* vor neid über *unsre vorzüge* gelb werden, wie die *stolzen Engländer* uns anstaunen, kurz, wie sonne, mond und sterne kommen, und sich vor uns zur erde neigen werden: so verjüngt sich meine sêle in mir, und ich fange an vor freuden zu springen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, *Teutschland* hiemit stehendes fusses um erlaubnis zu bitten, daß ich dem urheber unsrer glükseligkeit, dem preiswürdigen erfinder dieses weisen und in seiner art einzigen vorschlags, von den ersten eingehenden 5 Millionen eine jährliche Pension von 25000. sage fünf und zwanzig tausend Gulden Rheinisch, für ihn und seine ehliche leibeserben, männlicher und weiblicher linien, schöpfe und auswerfe: zu einem, wiewohl geringen, zeichen der unendlichen

chen



chen dankbarkeit der ganzen Nation für eine wohlthat, welche nur durch das innere bewustseyn des verdienstvollen urhebers nach würden belohnt werden kann.

Sollte *Teutschland* noch überdies wollen, daß ihm, etwa auf dem platze des neuen Cammerge-richts, Canzley- und Archivgebäudes, dessen stifter er ist, oder im vorhofe der teutschen Akademie eine metallene Colossalische bildsäule errichtet würde: so würde ich einer solchen auswirkung vaterländischen Enthusiasmus und verdienstelektrisirender Nationaldankbarkeit nicht anders als meinen wärmsten beyfall zujauchzen können. Auch ist zu vermuthen, daß der *Burgundische kreis*, dem der herr V. über alles billige verhoffen, eben so gut wie dem *Schwäbischen* und *Westphälischen*, zwey Philantropine, zwey Armenhäuser, zwey Arbeits- und Manufacturhäuser, 1200 tausend Gulden für *urbarmachung und grundverbesserung*, und 500 tausend gulden zu *vermehrung des nöthigen viehstandes*, angewiesen hat, für diese großmüthige gleichstellung eine beson-



besondere verhältnissmäßsige erkenntlichkeit zu-  
fliessen lassen werde.

Der ganze ertrag, den die vorgeschlagene *pfen-  
nigsteuer* in 20 jahren abwirft, macht (wie schon  
gesagt) 104 Millionen, und also *vier bare Millio-  
nen mehr* als der herr verfasser nöthig hat. Hier-  
zu kommen noch die binnen 20 jahren beyzurech-  
nenden 5 *schalttage*, als welche noch  $5/7$  einer  
woche, und also 71'428 Gulden 3 Kreuzer, und ich  
weiss nicht wie viele Heller, eintragen werden. Al-  
lein wir brauchen wegen dieses überschusses im  
mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor  
der hand nur zwey vorschläge, wie solche gemein-  
nützig angewandt werden könnten, in anregung  
bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen  
gehören, die der Hr. Verfasser des Projects s. 6 sei-  
nes werkes *in petto* behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche not hwendig-  
keit, ausser dem obenbemeldten besondern Execu-  
tionsregiment zum gebrauch des Höchstpreisl. Cam-  
mergerichts, noch ein *besonderes Executionsregi-*  
*ment*



ment zu allfälliger eintreibung der jährlichen Interessen, welche die teutschen Fürsten und Herren von denen ihnen zu 2. 1/2 pro Cent vorgestrekten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmäßig die jährlichen Interessen von 3 Millionen vorgeschlagen haben wollte:

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen 1071'428 fl. 3 kr. schwerlich besser, und gemein-ersprieslicher benutzt werden können, als zu erbauung und reichlicher Dotierung eines *allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals*, worin alle die wackern leute, die vor übermäßiger weisheit, teutschheit, empfindsamkeit, menschen- und vaterlandsliebe, in *Abfall ihres Verstandes* gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäfs versorgt würden.

Sollte dieser mein bey- und nachtrag zu beförderung des *großen werkes*, dessen ausführung gewiss jeder wakre teutsche landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können — wer würde glücklicher seyn als ich? — Ich  
muß



muß indeffen unter der hand gestehen, 'dafs ich selbst desfalls in gewissen augenblicken etwas schwachgläubiger bin, als einem tapfern manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen furcht losmachen kann, TEUTSCHLAND möchte etwa am ende wohl gar nicht-- WOLLEN wollen. Das wäre ein verzweifelter streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige gedanken machen? Dafs der vorschlag Teutschlands höchsten flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn TEUTSCHLAND nicht *eine moralische person*? Kann denn Teutschland, als eine solche, nicht wollen, was zu seinem besten dient? Und da dieser gröfse *moralische Colofs* 48000000 *Arme* hat (sind freylich auch einige Millionen *Aermchen* drunter!) warum sollte er nicht alles können, was er will? — Also, wer ein ächter blauäugiger und goldhäriger Teutscher ist (\*), ziehe seinen seckel, und die spötter sollen bald zu schanden werden! —

Doch

(\*) *Caerulei Germanis oculi, rutilae comae Tacitus.*



Doch nein! — in diesem Lucianischen tone will und darf ich über einen gegenstand wie dieser nicht aufhören. Die wörter *vaterland*, *vaterlandsliebe*, *allgemeines bestes*, bezeichnen *heilige dinge*; und wie lächerlich auch bey einzelnen personen die *ausbrüche* ihrer vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die *quelle* und die *absicht* derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine art von wahn- sion an den respect, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige menschen tragen, anspruch machen kann, so ist es gewiss *der Patriotische*. Also noch ein par worte in vollem ernste.

Ein jedes Project, dessen ausführung voraussetzt, daß zwanzig, oder zehn, oder fünf Millionen oder auch nur *eine* Million Menschen, uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer theilnehmung an dem besten aller übrigen, voll anhaltenden eifers zu thätiger beförderung des höchst möglichen glückes ihrer zeitgenossen und der nachwelt, seyn sollte — oder, mit andern worten, jedes project, welches

auch



auch nur bey *einer* Million menschen eine sinnes- und denkens-art voraussetzt, die man kaum bey *einem* von *hundert*en findet, — ist ein unmögliches Project; aber seine moralische unmöglichkeit steigt auf den höchsten grad, wenn es voraussetzt, daß fünf Millionen köpfe, oder auch nur 500'000, nur 50'000 *denkende köpfe* unter *einen* huth gebracht, und in eine *zusammenstimmende* würksamkeit zu ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in *einen* unübersehbaren *Détail* eingehenden, und von allen seiten mit schwierigkeiten umringten plans, gesetzt werden müßten.

Kein mensch in der welt kann alles was er *will*, es sey dann, daß er weise genug ist, nichts zu *wollen* als was er kann. Eine ganze große Nation kann freylich mit vereinigten kräften ungeheure wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die schwierigkeit im *wollen*, oder in dem mittel, ihr *den willen* zu machen. — Gebt mir wo ich stehen könne, so will ich die erde von ihrer stelle rücken, sagte ARCHIMEDES, ohne furcht, nicht wort hal-



ten zu können. Aber diejenige, denen er dies zumuthete, konnten eben sowohl den Mond mit den zähnen fassen oder auf einem sonnenstrale nach dem ringe des Saturens reiten, als ihm geben wo er stehen könne um die erde fortzurücken.

Die tägliche erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Particuliers sehr viel gutes thun können wenn sie wollen; und daß, sobald es bloß um wohlthätigkeit gegen die armen, oder um die errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest, oder nur um das steigen eines grossen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche summen ohne grosse schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmal ein patriotischer Projectmacher zu Paris, durch freywillige beyträge zweyhundert Millionen Livres, zu anlegung, grosse Philanthropine, und arbeitshäuser, urbarmachung wüster plätze, und vermehrung des viehstandes in jeder französischen hauptprovinz, zusammenzubringen; und man wird sehen, ob er mit seinem antrag mehr ein-



eingang finden wird', als unser wohlmeynender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der unterschied zwischen beyden Nationen ganz zum vorthail des französischen Patrioten. Denn alle einwohner Frankreichs machen unter einem *einzigem souverainen haupt* nur Ein volk; nur Einen Nationalkörper aus, dessen kräfte in einer grossen National-hauptstadt, wie in dem *herzen* des Ganzen, concentrirt sind: Teutschland hingegen ist ein *vielköpfiges Aggregat* von einer grossen anzahl ganz verschiedener völker und stäten; eine Republik von fürsten und ständen unter einem durch geseze und capitulationen beschränkten, *Wahlkönige*; durch eine stätsverfassung verbunden, die niemals ihres gleichen gehabt hat; — durch nichts als diese stätsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene, *schriftsprache* verbunden; sonst durch alles andere, Religion, Regierung, Stätswirthschaft, Polizey, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse und Interesse, zum theil himmel weit verschieden;



getrennt und in collision gesetzt. Diese unsre staatsverfassung, vermöge welcher Teutschland, in gewissen sinne, noch eben so wie das *alte Germanien*, in mehr als zweyhundert besondere, grössere, mittelmässige und kleine, zum theil sehr mächtige, zum theil sehr unmächtige stäten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer stand des reiches die landeshoheit in seinem bezirke eben so vollkommen auszuüben berechtigt ist, als der grösste; diese staatsverfassung ist es, welche jeder vorschlag, jede bestrebung, die auf allgemeines National-Bestes, allgemeinen National-Ruhm, allgemeine National-Reformen, abzweckt, in ihrem wege findet. Diese staatsverfassung ist es, die uns ewig verhindern wird, ein anderes allgemeines National-Interesse zu haben als die bloße erhaltung derselben; wiewohl *nie alle* glieder des ganzen hievon überzeugt seyn werden. Sie ist es, weswegen die Teutschen nie als *Ein volk* denken und handeln, nie das was man in moralischem sinne *National-Uniform* nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten kräften gleichsam

für



für einen Mann stehen, oder, in so ferne wir Einen  
 Stätskörper vorstellen, eine große thätige Rolle in  
 Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir nie-  
 mals einen gemeinsamen mittelpunct, nie einen  
 gemeinschaftlichen schauplaz für talente, künste,  
 und wissenschaften, nie ein allgemeines und leben-  
 diges modell für geschmak und urbanität, nie ei-  
 ne wahre National - schaubühne, kurz, nie eine all-  
 gemein anerkannte *Hauptstadt Germaniens* haben,  
 von deren daseyn jenes alles die natürlichen folgen  
 seyn würden. Um ihrentwillen wird unsre sprache,  
 unsre litteratur, unsre kunst, und unser ruhm in  
 diesem allem, nie das werden, was sie, vermöge  
 unsrer fähigkeiten werden könnten; — und ach! um  
 ihrentwillen werden alle solche Projecte, die  
 Teutschlands möglichsten flor zum gegenstande ha-  
 ben, ewig patriotische träume bleiben; und, nie wird  
 es dahin kommen, daß die *Ravensteiner* oder *Wal-  
 decker* sich um den viehstand der *Ellwanger*, oder  
 die stände von *Meklenburg* um die bestmögliche  
 erziehung der bürgerskinder der reichsstadt *Buch-  
 horn* bekümmern werden.



Aber alle diese nachtheile unsrer staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren gewinn weit überwogen; dafs, so lange wir sie erhalten, kein poliziertes volk in der welt einen höhern grad *menschlicher* und *bürgerlicher* FREYHEIT geniessen, und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer, und kirchlicher unterjochung und sclaverey sicherer seyn wird. Zwey einander immer entgegendrückende kräfte werden das aus so ungleichartigen theilen bestehende Ganze immer in gleichgewicht erhalten, und selbst jede gefahr, diese verfassung reißen zu sehen, wird sie fester zusammenziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür gewissensfreyheit und das recht behalten, aus dem alten oder neuen kirchengefangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher freyheit philosophieren, untersuchen, reden, lesen, und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche gewalt über seine untergebene herausnehmen wollte, ausserdem dafs die gesetze

im.



immer hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem abscheu aller übrigen theile der Nation ausgesetzt seyn. Unfre schriftsteller und künftler werden weniger belohnt, weniger träge oder übermuthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine desto grössre anzahl besitzen, und der wetteifer unter ihnen wird gewinn für die Nation seyn. Alle talente werden sich mit grössrer freyheit, mannichfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den stempel, den die Natur jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine teutsche Akademie haben, die sich anmassen dürfte, über werke des Genies ex cathedra zu entscheiden; hofgunst, grille und eigensinn der reichen und grossen wird keinen so mächtigen einfluss auf geschmak, denkart und sitten bey uns behaupten können als in einer unbeschränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu grossem behuf der Litteratur) an der Nationalfreyheit theil nehmen; man wird uns so wenig ein wörterbuch als ein glaubensformular aufdringen



können, und jeder, den eine parthey, eine Cabale, unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten theil der Nation einen Beschützer und Rächer finden.

Dies sind einige der wesentlichsten vorthelle die wir unsrer gesetzmässigen Constitution zu danken haben; und wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug, und von unsern vorfahren theuer genug erkaufte worden, um sie über alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn, und sie als das allgemeine Palladium der Nation anzusehen, an dessen besiz oder verlust, ihre freyheit, ihre stärke, ihr ruhm, ihr des steigens noch immer fähiger wohlstand geheftet ist.

Diese beobachtung führt uns, meines bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat: wovon uns das eine zur *aufmunterung*, und das andre, auf alle fälle zum *troste* dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus — besonders dem schriftstellerischen, der seit geraumer zeit wie die taube Noahs herumflattert, und, weil er nirgends grund finden kann, im lande der träume hin  
und



und her fährt, schimären ausbrütet, auf die erfindungen, talente und verdienste einzelner mitbürger sich viel zu gute thut, oder durch verachtung fremder vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach art des berühmten fuchses in der fabel zu helfen sucht, — seine wahre richtung und sein ächtes geschäfte anzuweisen. Wenn unsre dormalige gesetzmässige Constitution das einzige ist was uns Teutsche zu einer Nation macht, und wenn sie augenscheinlich der grund unsrer wesentlichsten vortheile ist: was kann denn also *Teutscher Patriotismus* anders seyn als *liebe der gegenwärtigen verfassung des gemeinen wesens*, und aufrichtiges bestreben, zu erhaltung und möglichsten vervollkommenung derselben alles beyzutragen, was jeder, nach seinem stande, vermögen, und verhältnisse zum Ganzen, dazu beyzutragen fähig ist? Mit wie vielem rechte kann man von uns Teutschen sagen was der römische Dichter von den landleuten sagt: *Felices sua si bona norint!* Glücklich, wenn der schlummer der gewohnheit uns nicht gleichgültig, blind und undankbar gegen die größten wohlthaten unsrer Constitution gemacht hätte; wenn wir ihrer



nicht genießen, wie der gesundheit, deren hohen werth man erst fühlt wenn man sie verlohren hat!

Sollte dies aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemals bey unsern nachkommen der fall seyn: so würden sie, bey dem verlust einer verfassung, von welcher so mancherley nachtheile unzertrennlich sind, sich mit dem trösten können, was sie dabey auf einer andern seite gewinnen würden; und, da der mensch glücklicher weise nun einmal so organisiert ist, daß er sich, mit der zeit, in alles finden, und seine vorstellungsart und lebensweise unvermerkt zu seinen umständen umstimmen kann: so würden sie sich an die vortheile halten müssen, die ihnen durch diese veränderung der Nationalverfassung zuwachsen würden (vortheile deren *wir* gern und zu unserm glücke entbehren) und vermuthlich hinlängliche beweggründe darin finden, sich ein schicktal gefallen zu lassen, das so manche edle Nation schon betroffen hat, und, vermöge der unbeständigkeit der menschlichen dinge und der natürlichen verketzung zwischen ursachen und wirkungen, über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.





## VI.

# GESPRÄCHE

ÜBER

*EINIGE NEUESTE WELTBEGEBENHEITEN*

GEHALTEN IM JAHRE 1782.

---

### ERSTES GESPRÄCH.

---

WALDER.

**A**us dem munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer tafel saß, hätte ich mir eine so eifrige vertheidigung des *Mönchswesens* und der *Hierarchie* nicht vermuthet.

DIETHELM. *Eifrige* sagen sie! — Das wäre mehr als meine meynung war. Aber beynahe besorge ich selbst, der muthwillen, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren voreltern heilig

war



war losstürzten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter gelassnern gegnern geblieben wäre.

WALDER. Dafür haben sie auch mit aller ihrer beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daß jeder ihrer zuhörer mit der überzeugung weggegangen ist, sie könnten eine schlimme sache sehr gut vertheidigen.

DIETHELM. Was das gewinnen betrifft, so glauben sie wohl, daß ich mir von dieser seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmal den fatalen zeitpunct erlebt, wo selbst die beredsamkeit eines *Basilus*, *Chrysostomus*, und *Bernardus* — wenn diese Heiligen auch in person wiederkämen und ihre vertheidigung übernehmen wollten — zu schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier augen, und niemand wehrt uns, einander unsere wahren gedanken ohne zurückhaltung mitzutheilen. Halten sie die sache, deren ich mich annahm weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte — wirklich für so schlimm, daß sie keine gute seite hätte?

WAL-



WALDER. Welche frage! Wo ist ein ding in der welt, das keine gute seite hätte?

DIETHELM. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine zeit war, wo das Mönchswesen —

WALDER. (*ironisch*) ein vernünftiges, dem ersten aller GÖTTLICHEN gesetze — dem gesetze der Natur, gemässes, und den wesentlichsten endzwecken der bürgerlichen gesellschaft sehr beförderliches institut gewesen? nicht wahr?

DIETHELM. (*gelassen*) Nun, das möchte ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dies werden sie mir doch zugeben: daß eine zeit war, wo das Mönchswesen der kirche und dem *staat* viele gro-  
ße und wesentliche dienste geleistet hat?

WALDER. Ich hätte große lust ihnen dies — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen seyn, zu zeigen, wie kirche und *staat* mittel gefunden haben könnten, sich diese große und wesentli-  
che dienste durch andre leute auf eine wohlfeilere

und



und unschädlichere art leisten zu lassen ; als durch die Mönche. Aber dies würde uns zu weit führen, und am ende doch zur entscheidung der frage, *wie sie jetzt gestellt wird*, wenig beytragen. Gesezt also, ich hätte ihnen zugegeben was sie verlangt haben: gesezt, das Mönchswesen habe in jenen finstern jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der welt wirklich gutes gethan: was beweiset dies für seinen nutzen, für seine schiklichkeit *im unsrigen*? — Es war eine zeit, wo die bewohner Europens eicheln assen und büf- elshörner vor der stirne trugen, und sich wohl da- bey zu befinden glaubten. Es war eine zeit, wo der Adel, von kopf zu fuß gepanzert, mit schild und spär auf abenteuer auszog, um räuber und heiden zu bekämpfen, bedrängte jungfrauen zu er- lösen, wittwen und waisen zu beschützen, kurz, überall sich des schwächern gegen den stärkern an- zunehmen — welches wahrlich! ein sehr löbliches unternehmen ist, und dem Institut der fahrenden Ritterchaft zu seiner zeit grossen rühm und anse-  
hen



nen zuwegebrachte. Wollten wir aber darum diese zeiten wieder hergestellt sehen?

DIETHELM. Warum nicht? Die menschheit gewänne vielleicht mehr dabey als sie verlöhre —

WALDER. (*erstaunt*) Das Institut der alten Ritterschaft in *unfern* zeiten?

DIETHELM. Nicht doch! *die zeiten mit dazu*, das versteht sich! zeiten, worin dies Institut an seinem rechten platze war, und auſſer welchen freilich *Reinhold von Montalban*, und der groſſe *Roland* ſelbſt. nur *DON QUICHOTTEN* wären.

WALDER. O! das iſt ein anders, mein herr! Ich dachte wir ſprächen im ernſte. Wenn es aber aufs *wünſchen* ankommen ſoll, warum wünſchen wir nicht lieber gleich mit Einem groſſen zauberwunſche das ganze geſchlecht Adams nach *Eldorado*, oder ins *Severambenland*? — Bis dahin liefen wir, dächte ich, die zeiten wie ſie ſind; und da möchten denn wohl in den unſrigen die *Mönche* gerade ſo nöthig und nützlich ſeyn als — *die Ritter von der runden tafel*.

Diät.



DIETHELM. Auch glauben unsre vernünftigen leute an ihre Scapuliere, Lorettinglockchen, Lucas- und Agatha-zettel, Ignatius-bleche, C † M † B †, wunderthätige bilder, gespensterhistorien, Exorcismen, u. s. w. gerade soviel als an die bezauberten waffen, Talismane, unsichtbarmachende ringe, Hippogryfen, Wasser-nixen, Zauberer und Fëen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein freund, die runde tafel, die turnierspiele, und das ganze irrende ritterwesen ist *vorbey*: das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller polizierung, aufklärung und bessern stäts-organisierung des christlichen Europa, bis anfangs dieses 1782sten jahres im besiz aller feiner, wohl oder übel, erworbenen rechte, befreynungen, güter und reichthümer — und (was nicht das unbedeutendste ist) auch im besitze seines einflusses auf den größern theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern *Popelli in der katholischen christenheit* erhalten — und dies, dünkt mich, macht einen großen unterschied.



WALDER. Sie meynen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen tag ist, könne leichter *verbessert* als *gänzlich aufgehoben* werden?

DIETHELM. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern tagen leichter zu bewerkstelligen seyn, als man beym ersten anblick denken sollte. Weder die *Mönche* noch die *Layen* sind in diesem letzten viertel des achtzehnten jahrhunderts mehr, was sie ehemals waren. *Jene* scheinen die *unfüglichkeit ihres daseyns* in einer welt, wo der Mann im Mond kaum eine seltsamere figur machen würde; unter menschen denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästigt, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das opfer aller ihrer menschenrechte und ansprüche an häusliches glück, das sie ihrem unnatürlichen stande bringen müssen. Die besten unter ihnen, (und wer läugnet, daß es nicht sehr vor-  
treffliche, sehr ehrwürdige männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daß sie das was sie sind



auch in einem andern stande seyn könnten, und  
 seuffzen heimlich unter der erdrückenden last ihrer  
 gelübde, welche zu tragen man entweder ein halb-  
 gott oder — ein vieh sein muss. Ueberall setzt sich  
 die Vernunft unvermerkt wieder in den besiz ihrer  
 unverlierbaren rechte, und selbst von den augen  
 des volks fällt eine schuppe nach der andern ab.  
 Wenigstens in den höhern ständen blenden die alten  
 blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloßer  
 nahme sonst helden zittern machte, werden jezt  
 sogar von knaben verlacht. Der furchtbare *fluch*  
*des Ernulfus*, der ehemals so große politische wun-  
 der wirkte, hat die magische kraft verlohren, die  
 ihm die unwillende einfalt unsrer voreltern beylege-  
 te — kurz, alles ist zu einer großen *Revolution*  
 vorbereitet, die der herrschaft des aberglaubens den  
 untergang droht, und die Religion in ihre ursprüng-  
 liche edle Simplicität und wohlthätige lauterkeit  
 wieder einzusetzen verspricht.

WALDER. Dank sey dem himmel wenn es so  
 ist! — Aber was für aufsichten giebt ihnen dies für  
 die



die sache, die sie in ihren schutz genommen haben? Was meynen sie dafs die geistliche Ritterschaft des Römischen Hofes sich von dem tage, der in den köpfen aller guten katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

DIETHELM. Wenn ich glaube, dafs die gänzliche einziehung und abschaffung aller religiösen ordensstiftungen in unsern zeiten eine sehr mögliche sache sey, so habe ich damit noch nicht eingestanden; dafs ich sie so geradezu für billig, oder der kirche und dem stät für zuträglich halte.

WALDER. (*befremdet*) Wie? Die Mönche, unter irgend einer gestalt oder Modification, bey welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Stät, NÜZLICH? Sie machen mich auf den beweis eines so paradoxen satzes sehr begierig!

DIETHELM. Ich sage nicht, dafs die Mönche, unter irgend einer Modification, bey welcher sie solche Mönche bleiben wie sie bis jetzt sind, von einigem nutzen, der sie der erhaltung werth machte, seyn würden. Ganz gewifs ist das, was sie und ich



unter dem *Mönchsgeiste* verstehen, einer der unfäul-  
bersten geister, die jemals von menschlichen leibern  
besiz genommen haben. Aber, was hat die *ur-  
sprüngliche Regel* des heil. AUGUSTINS oder BE-  
NEDICTS mit dem *Mönchsgeiste* zu schaffen? Und  
wenn nun eine anzahl klöster in jedem katholischen  
lande auf die *genaueste* aber *freywillige* beobach-  
tung dieser regeln zurückgesetzt würde, (so lange  
es noch menschen geben mag, die sich aus eigener  
bewegung dazu entschliessen) hätten wir nicht ur-  
sache, solche institute, zumal *wenn sie noch alle  
Modificationen*, die der *Aufklärung* und *Bedürfnis  
unsrer zeit* angemessen sind, *erhalten hätten*, für  
*nützlich* anzusehen?

WALDER. Und diese *Modificationen*? worin  
sollen sie bestehen?

DIETHELM. Ich denke mir, zum beyspiel, eine  
art von klösterlichen stiftungen, worinn eine *kleine  
anzahl* (denn klein wird sie unter diesen umstän-  
den immer bleiben) von personen, die sich zu ei-  
nem *contemplativen* und *abgeschiednen* leben berufen  
führt



*fühlten*, mit freywilliger begebung aller vortheile der welt, aber auch ohne ihre pflichten, sorgen und zerstreungen, sich lediglich *der ruhigen betrachtung der himmlischen wahrheiten* widmeten, und in ihrem wandel die *unschuld, einfalt und reinigkeit des ersten Christenthums* darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle formen, gebräuche und übungen, die an der beschränkten vorstellungsart jener zeiten der unwissenheit und einfalt hangen, und mit den richtigern begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem zwang *ewiger gelübde*, lasse ihnen die freyheit in die welt zurückzukehren —

WALDER. Kurz, sie heben die *religiosen orden* mit ihrer ganzen dermaligen verfassung, ihre gesetze, gebräuche und übungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren geist und zwek auf, nehmen den reichen ordensleuten ihren unnützen reichthum, den armen ihren dem volk' überlästigen bettelsack ab, und verwandeln, durch eine operation die alle verwandlungen der fabel übertrifft, die klöster und ihre



dermaligen einwohner, aus dem was sie jetzt größtentheils sind,

— *fruges consumere nati,*  
*remigium vitiosum Ithacensis Vlyssæi,*

in apostolische christen, wie sie sich dem guten mystischen FENELON, in den seligen träumen seiner sanften iêle, nach dem *Ideal* eines Ignatius, Polycarpus u. s. w. darstellten! — Lieber freund! was soll ich ihnen antworten, wenn sie die beybehaltung des Mönchswesens auf *Ovidische Metamorphosen* gründen?

DIETHELM. Lassen sie mich den ausleger meiner meynung seyn, Walder! Ich gestehe gerne, daß die ungeheure anzahl der Mönche, die jetzt für manchen stât so drückend ist, durch meinen vorschlag im ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammenschmelzen würde. Desto besser! Diese wenigen würden der welt in zehn jahren mehr gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie bisher gewesen ist, in eben soviel jahrhunderten. In ihren einsamen wohnungen würden sich menschen



bilden, wie man in der welt keine mehr sieht,  
 und wie die welt doch so sehr *vonnöthen* hat —  
 wahre *Gottesmänner*, ächte *Weise*, über welche die  
 verführungen und versuchungen, denen wir andern  
 weltleute fast immer unterliegen, keine gewalt hät-  
 ten; die, zu erduldung jedes ungemachs, zu ent-  
 behrung jeder gemächlichkeit und annehmlichkeit  
 des lebens gewöhnt, den festen muth und die aus-  
 haltende stärke hätten, sich dem strome des sitti-  
 chen verderbens entgegen zu stellen, und wahrheit,  
 gerechtigkeit, allgemeines bestes zu ihrem einzi-  
 gen zwecke zu machen. Sagen sie mir, wo anders  
 als in einer solchen lebensordnung hätte sich ein  
 mann wie der große XIMENES bilden können?  
 Ein mann, dessen charakter der menschheit soviel  
 ehre bringt, dafs ich (falls die sache von mir ab-  
 hänge) versucht wäre, die ganze unzählbare fa-  
 milie des guten *seraphischen vnters* — so wenig  
 ihrer auch darunter sind die er für seine söhne er-  
 kennen würde — beyzubehalten, wenn ich gewifs  
 wäre, dafs alle fünfzig jahre nur ein einziger XI-  
 MENES aus ihrem schoosse hervorgehen sollte.



WALDER. Ich verehere den grössen mann wie  
 sie: aber wahrlich, das hiesse einen Ximenes theuer  
 erkaufte! Und warum so theuer? Erinnern sie sich  
 des eben so vortreflichen, vielleicht im grunde  
 noch grössern und bessern JOHANN VON PALA-  
 FOX! Welchem Helden der tugend, den irgend  
 ein zeitalter hervorbrachte, kann man diesen mann  
 nicht an die seite stellen? — Und PALAFOX war  
 kein Mönch! — Männer von dieser art sind außer-  
 ordentliche erscheinungen in der moralischen welt.  
 Sie werden weder in klöstern noch Philanthropi-  
 nen gebildet: sie fallen gleichsam aus den wolken  
 herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu  
 besondern verrichtungen, die nur durch sie gesche-  
 hen konnten, herabgeschickt und ausgerüstet; sie  
 erscheinen, führen ihren auftrag aus, und ver-  
 schwinden wieder, ohne einen nachfolger zu hin-  
 terlassen. — Lieber freund! So wenig an der zahl  
 auch die klöster seyn möchten, welche sie beybe-  
 halten wissen wollen: so würden auch diese wenige  
 zuviel seyn, wenn sie keine andre absicht dabey  
 hätten, als männer Gottes, in der reinen bedeu-  
 tung



tung dieses wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem namen sie wollen, können (wenns noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Kammeralisten, Negocianten, Kriegsleute, u. s. w. erziehen: aber die *Ximenes*, die *Paolo Sarpi*, die *Palafox*, kommen von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn sie die saiten auch nicht so hoch spannen, wenn sie in den wenigen Klöstern, auf welche sie das Mönchswesen zurücksetzen, auch nur eine gewöhnlichere art von menschen, aber reine sitten, exemplarische frömmigkeit, und den geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten: so würden sie gleichwohl ihres zweckes verfehlen; und diese wenigen, so gut auch ihr anfang seyn möchte, würden binnen funfzig jahren schon wieder so unlauter und verdorben seyn, als der orden der Mindern Brüder schon bey lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeynenden stifters war.

DIETHELM. Die ursachen, warum die familie des H. Franciscus sobald ausartete, würden bey



meinen Klöstern, unter den Modificationen die ich voraussetze, gänzlich wegfallen. —

WALDER. Nun ja — ich besinne mich! IHRE Mönche würden freylich — *keine Mönche* seyn. —

DIETHELM. Eine art von *Cönobiten*, *christliche Pythagoräer*, wenn sie wollen, auf eine kleine anzahl und auf das bloße nothwendige eingeschränkt, einer zweckmäßigen lebensordnung oder regel freiwillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — *wo sollte da die verderbniß herkommen?*

WALDER, Wo sie herkam, als nur ein paar menschen in der welt war, und unschuldigere menschen, als sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinausgehen, was ich sagen könnte, um zu beweisen, daß *ihre christliche Pythagoräer* sich unvermerkt entweder in bloße Philosophen, Mathematiker, sternseher, sprach- und alterthums-forscher — oder in eine neue art von LESUITEN — verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will ihnen

nen



nen die etliche hundert Cönobiten, die sie auf ihre vorgeschlagene weise beybehalten oder vielmehr neugestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das ganze unermessliche Mönchswesen, welches sie *entweder abschaffen*, oder wie es jezt ist, *lassen* müssen? Dafs das *letztere* ungereimt sey, haben sie selbst eingestanden: und das *erflere* würde, wie sie sagten, weder billig, noch dem Stât und der Kirche zuträglich seyn.

DIETHELM. Sie erinnern mich, dafs ich ihnen meine erklärung über einen heutigs tages so paradox klingenden saz noch schuldig bin. Gut! — ich will ihnen aufrichtig sagen, wie ich die sache ansehe. — Sie hat viele seiten, und kann aus mehr als einem gesichtspunkte betrachtet werden! Allein unter diesen verschiedenen gesichtspunkten ist doch nur einer, woraus sie angesehen werden mufs, wenn die frage ist, ob die klösterlichen stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen gesichtspunkt kann doch blofs die *gerechtigkeit* und  
das



das *allgemeine beste* angeben? Die *religiösen or-*  
*den*, sowohl diejenige, deren

*wohlbegründete fruchtbare Capitale*

*aus fetten glütern uns entgegen glänzen,*

als diejenigen, die, wie Homers Kyklopen,

— — — *Sich auf die Götter verlassend*

*nimmer pflanzen noch säen und nimmer die*  
*erde beackern,*

alle diese orden sind nun einmal größtentheils seit  
vielen jahrhunderten im *rechtmäßigsten*, auf landes-  
fürstliche und päpstliche vergünstigungen, und —  
was ihre *glüter* betrifft — entweder auf fromme  
stiftungen und schenkungen, oder auf bürgerliche  
Contracte bestens begründeten besiz ihrer rechte,  
befreyungen, güter und einkünfte. Wenn ein so  
*wohl begründeter besizstand* nicht hinlänglich ist,  
eine gesellschaft oder gemeinheit bey ihrem eigen-  
thume zu schützen: wer würde künftig bey dem  
seinigen sicher seyn? — Aber, wenn *diese* betrach-  
tung auch nicht im wege stünde: wie ungewiss ist  
es immer, ob der gebrauch, den man von den  
reich-



reichthümern der geistlichen orden machen wird, den Stât für das, was er durch ihre aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem *Stâte* diejenigen, *um derentwillen der Stât*, oder die bürgerliche verfassung *da ist* — denn ein grundsaz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: dafs *der Stât* der MENSCHEN wegen, und nicht *die menschen* des Stâts wegen, da sind.

WALDER. Eh der Stât ist, müssen freylich menschen seyn, und alsdenn wird er allerdings um der menschen willen errichtet: sobald er aber eingerichtet ist, kann man mit der grössten richtigkeit sagen, dafs die menschen eben sowohl des Stâts wegen da sind, als dieser der menschen wegen. Aber was wollen sie aus ihrem grundsaz erweisen?

DIETHELM. Ich denke, sie werden mir zugeben, dafs es nicht blofs aberglauben oder dumme ehrfurcht vor uralten vorurtheilen ist, was die klöster, bey den grossen veränderungen, die in allen übrigen theilen der alten verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen tag erhalten hat. Oh-



ne zweifel hat der weitausgebreitete vorthell, den die bewohner der katholischen Stäten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das meiste dazu beygetragen. Man kann sie als eine art von *Fidei-Commissen* ansehen, die eben so viele nie versiegende quellen von versorgung vornehmlich für den bürger- und baurenstand sind, welche diesen ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr die bedürfnis solcher hülfsquellen täglich zunimmt. So lange die klöster beybehalten werden, kann doch jeder hausvater, der sich mit einer zahlreichen familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner kinder auf diese weise --

WALDER. (*ihm einfallend*) *sich mit ehren vollen halbe zu schaffen?* — Bey den Sinesern wirft man die neugebohrnen, wenn man nicht lust hat sich mit ihrer erhaltung abzugeben, in die Canäle oder auf die strasse; und dies mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als ihr angerühmtes versorgungsmittel, wenigstens in manchen fällen. Sprechen sie im ernste, Diethelm? oder soll ich ihnen  
die



die schriften nennen, worinn sie diesen angeblichen vortheil der klöster auf seinen wahren werth reduziert finden können, und die — in jedermanns händen sind?

DIETHELM. Ich will ihnen diese mühe ersparen. Alle stände in der welt haben ihr gutes und böses. Der klosterstand hat ungemächlichkeiten, welche durch die bloße freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

WÄLDER. Die untersuchung dieses puncts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese art von *kinder-aussetzung*, die man versorgung in einem kloster nennt, in rücksicht auf die *ausgesetzten* für eine wirkliche versorgung gelten lassen wollten: so blieben noch immer die fragen zu beantworten: befinden sich die *Familien* desto besser dabey? Würde es für den bürger und bauerstand nicht zuträglicher seyn, wenn er, für das was es ihm kostet einen sohn in ein kloster zu bringen, und (falls es in einem Mendicanten orden ist) ein lebenslänglicher wohlthäter dieses ordens



zu seyn, — wenn er, sage ich, seinen sohn dafür irgend eine bürgerliche handthierung ergreifen ließe, wobey er durch geschiklichkeit, fleiß und gute aufführung sich selbst, seiner familie und dem Stâte nützlicher seyn könnte als in dem unfruchtbringenden stand eines geweyhten müßiggängers?

Dafs dies wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er, in Teutschland, die volksmenge und den nahrungsstand der *Protestantischen länder* (wo man seit dritthalbhundert jahren von dieser traurigen *Ressource* nichts weiß) mit beydem in den *Katholischen* vergleichen will. Wie hoch sich *der geistliche vortheil* belaulfen kann, den ein Stât von so oder soviel tausenden, zehntausenden oder hunderttausenden meistens wohlgenährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren sêlen und leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren gelübden treu bleiben) für das gemeine wesen gänzlich verlohren gehen, und die ihren mitbürgern mit nichts als — *singen und beten* dienen, — will ich andern zu be-



berechnen überlassen. Aber dies ist offenbar: daß sich sowohl von den *klostergütern* als von den *kloster - menschen* kein gebrauch erdenken läßt, der dem wesen der bürgerlichen gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen weltverfassung unverträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem fusse bleibt, wie es bisher in Teutschland und einigen andern Europäischen ländern gewesen ist.

DIETHELM. Habe ich ihnen die nothwendigkeit einer *durchgängigen gründlichen Reformation* desselben nicht schon eingestanden? Aber *reformieren* ist nicht *aufheben*; und alles was ich am ende behaupten will, ist bloß: daß die klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine möglichkeit ist, sie dem gemeinen wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser möglichkeit zweifeln? Die klosterleute leisteten ehemals der kirche und dem stât gute dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen abänderungen, nicht auch noch izt thun können? Man gebe ihnen eine unfern zeiten

*Wielands* kl. prof. Schrift, II. B. P an.



angemessene einrichtung und bestimmung. Man verwandle den größten theil der klöster, nach mäßgabe ihrer lage, einkünfte, u. s. w. in wohleingerichtete *Hospitüler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser* u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der aufsicht, besorgung und bedienung derselben im leiblichen und geistlichen. Man schaffe einige andre in *Erziehungs-Institute* um — etwa nach dem muster der württembergischen klosterschulen, oder der *Schul - Pforte, des Klosters Berga bey Magdeburg*, u. a. in welchen seit einem par jahrhundert so viele gelehrte und berühmte männer ihre erste bildung erhalten haben — so werden sie auch *unsern zeiten* nützlich werden! Ihre stiftungen, ihre güter und reichthümer sind nun einmal zu frommen verwendungen gestiftet. Die wohlmeynende aber übelberichtete einfalt unsrer voreltern hat sie *Gott und seinen Heiligen* geschenkt, und auf ewig zum unveräußerlichen eigenthum übergeben — Gott und seine heiligen (sagt man) können nichts von diesen geschenken und vermächtnissen brauchen. — Gut! Aber der geist des christenthums und die



die klaren *vorschriften* JESU CHRISTI sollen die *ausleger* der frommen meynung jener stifter und wohlthäter der klöster seyn. Was GOTT gewidmet wird, ist zu GOTT GEFÄLLIGEN WERKEN gewidmet. Die Gottgefälligsten werke sind die *werke der menschenliebe*; und die wohlthätigsten von diesen sind fortdaurende, wohl eingerichtete, wohl unterhaltene, und gewissenhaft verwaltete öffentliche anstalten zu versorgung hülfsbedürftiger nothleidenden; anstalten, wodurch der menschlichen gesellschaft unzählliche brauchbare glieder erhalten werden, die sonst zu grunde gehen müßten, unzählliche brauchbar gemacht werden, die ihr sonst nur überläßtig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere art, und mit verdienstvoller verläugnung aller zeitlichen vorthelle und weltfreuden, lediglich GOTT, d. i. *ihrem neben-menschen um Gotteswillen*, zu dienen, verlobt haben — schicken sich am besten, den verschiednen ämtern und bedienungen, welche in solchen instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie reinere beweggründe als die weltleute, und weder ihre zerstreunungen, noch versuchun-



gen, noch eigennützig neben - absichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese weise die klosterstiftungen für die menschheit und für die stäten werden, worinn sie sich noch in so großer anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im himmel (wie die katholische kirche glaubt) noch immer den wärmsten antheil an allem guten was auf erden geschieht, nehmen: wie sehr würden sich die frommen ordenslister *Augustin, Benedict, Bernhard, Benno, Norbert, Franziscus, Dominicus, u. s. w.* erfreuen, ihre so zahlreichen, und größtentheils so wohl begüterten *Familien* aus einer anstößigen und verächtlichen unbrauchbarkeit herausgehoben, und aus *fruges consumere natis* (wie sie izt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten glieder der menschlichen gesellschaft verwandelt zu sehen!

WALDER. Und glauben sie, mein freund, daß die söhne der vorbelobten heiligen Ordens - Patriarchen *Augustin, Benedict, Bernhard, Benno, u. s. w.* geneigt seyn würden, diese heilsame verwand-



wandlung zu erleiden, wenn es von ihrem willen abhinge?

DIETHELM. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute meynung, daß ich mir getraute, es auf ihren willen ankommen zu lassen. Gesezt aber auch, der willigen wären weniger als ich mir vorstelle: sollte dies eine so löbliche, so gemeinnützliche, so nöthige veränderung aufhalten können? In einem solchen falle ist die höchste macht im stät. berechtigt, leuten, die nicht wollen was sie sollen, den willen zu machen.

WALDER. Aber sie scheinen vergessen zu haben, daß sich alle diese ehrwürdige herren, aus denen sie spitalvorsteher, waysenpfleger, krankenwärter, u. s. w. machen wollen, der *Kirche* und nicht dem *stäte* gewidmet haben? Daß die meisten unter ihnen *priester* sind —

DIETHELM. Was sie, nach dem bedürfnis der Kirche, und selbst nach der ursprünglichen regel und bestimmung ihres ordens, NICHT seyn sollten! — Da treffen sie just auf den rechten flek, Walder!



Das priesterthum der Mönche ist gerade der erste mißbrauch, dessen abschaffung in unsern zeiten unumgänglich nöthig ist. Die kirche braucht keine grössere anzahl von priestern, als die handhabung des öffentlichen gottesdienstes und das was man selsorge nennt, erfordern. Dieser grundsatz macht wenigstens den größten theil der *Priester-Mönche* zu höchstentbehrlichen überzähligen, die im weinberge des Herrn müßig, und (wie die erfahrung lehrt) den wirklich angestellten arbeitern nur im wege stehen. Wenn es also unläugbar ist, daß die kirche ihrer nicht bedarf: warum sollte der umstand, daß sie sich *der kirche*, oder vielmehr *dem dienste Gottes* gewidmet haben, ein rechtmässiges hinder- nis seyn können, sie samt und sonders zu solchen wohlthätigen verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem stâte wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen vater der menschen gewiss nicht weniger wohlgefällig seyn können?

WALDER. Sie kommen dem grunde der sache immer näher, und so nahe, daß wir unvermerkt  
zusam-



zusammentreffen, und die auflösung des problems, die wir suchen, auf einmal gefunden haben werden. Alles kömmt zuvörderst darauf an, daß wir uns recht verstehen, d. i. bey den worten, die wir gebrauchen, einerley denken, und die frage in ihre einfachsten bestandtheile auflösen. Fürs erste also, lassen sie uns alles zweydeutige von den worten *Kirche* und *Stât* entfernen. Man hört und liest nur allzuhäuffig, daß von beyden so gesprochen wird, als ob sie *einander entgegengesetzte dinge* wären, und ganz *verschiedenes Interesse* hätten. Diese art zu reden setzt sehr verworrene und irrige begriffe voraus. In einem *christlichen Stâte* können Kirche und Stât unmöglich zweyerlei interesse haben: man müßte den (durch einen offenbaren groben mißbrauch der worte) Kirche und *Klerisey* für einerley nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Stât und *Stâtsbediente* für gleichbedeutende dinge ausgeben wollte. In einem Stâte soll und darf es keine mitglieder geben die den allgemeinen gesetzen *nicht* unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste gewalt des Stâts übertra-



gen ist, *nicht* abhängen, und zum gemeinen besten *nichts* beytragen; giebt es aber wirklich solche glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche auswüchse, kröpfe, schwämme u. s. w. auf jede mögliche art, wie es mit der mindesten gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein *christlicher* Stât hat hierin vor den übrigen nichts besonders. Was man in ihm *die Kirche* nennt, ist kein eigner unabhängiger *Stât im Stâte*. Sie ist die Totalsumme aller glieder des gemeinen wesens, in so ferne sie sich zum christlichen glauben bekennen. Setzen sie noch das wort *katholisch* hinzu; die natur des Stâts bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Stât, Stât und Kirche, immer *Ein Ganzes* aus eben denselben theilen, *Eine gesellschaft eben derselben menschen*; STÂT genannt, in so fern sie ihr gemeinschaftliches irdisches wohl betreiben; KIRCHE, in so fern sie an *Christum* glauben. Es ist also ungereimt, die nehmliche gesellschaft von menschen, unter verschiedenen benennungen und in verschiednen aber vollkommen verträglichen ansichten, *sich selbst entgegenzustellen*. —

Was



Was zur wohlfart des Stâtes wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nützlich seyn kann, was dem Stâte verderblich ist.

DIETHELM. Setzen sie immer voraus, daß wir in grundsätzen von solcher unläugbarkeit wie diese einverstanden sind.

WALDER. Gut! So lassen sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden.

WALDER. Man sagt: „es war eine zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Stât zugleich nützlich waren.“ Wenn je so eine zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbey. Und was für eine zeit war das, mußte das seyn, in welcher ein solches Institut dem gemeinen wesen wohlthätig seyn konnte? Jahrhunderte der barbarey und verfinsterung, die man zur ehre der menschheit aus ihren jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes beyspiel für die künftigen zeiten lehrreich wären; wenn den völkern, die jezt (ohne den werth davon zu fühlen) der unendlichen



vorthelle der aufklärung genießsen, soviel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche stufen die Nationen, die vor 2000 jahren der halben welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach so tief verfallen, zu einem grade von schwäche, verderbnis, unwissenheit, aberglauben und verwilderung herabsinken konnten, daß die wilden in Nordamerika mit ihnen verglichen für edle und glückliche menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde: sollen wir, dieses verdienstes ihrer vorfahrer vor sechs oder achthundert jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so weit entfernt sind der *jetzigen* weltverfassung *nützlich* zu seyn, daß es nicht einmal möglich ist, ein mittel zu erdenken wie sie *nur unschädlich* gemacht werden könnten?

Aber, wieviel geht auch, bey näherer und unbefangener überlegung, von jenen vorgeblichen verdiensten *ihrer vorfahrer* in den barbarischen  
 jahr.



jahrhunderten, ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen dienste die sie der welt gethan haben, gegen das unendliche böse, das auf ihre rechnung kommt! „Sie haben, sagt man, so viele wildnisse und öden in Paradiese verwandelt!“ — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, daß dieß alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute bücher abgeschrieben! Ihrem fleisse haben wirs zu danken, daß sich in jenen finstern zeiten noch so viele werke der besten alten griechischen und lateinischen schriftsteller erhalten haben!“ — Aber, wer hat denn mehr zur verfinsternung dieser zeiten beygetragen, als die Mönche? Warens nicht die Mönche, die, so bald sie zu ansehn und einfluß gelangten, nichts angelegners hatten, als allen freyen gebrauch der vernunft, alle wahre Philosophie zu unterdrücken, und jenen meisterstücken der alten dichter und weisen, welche sie den leuten auf alle mögliche art aus den händen rissen, ihre eignen mißgeschafnen hirngestalten zu unterschieben? Was für dank ist man ih-



nen also dafür schuldig, daß sie, einige jahrhunderte später, alte bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, daß sie beynah allein schreiben und lesen konnten? Unter allen Monopoliën ist gewiß dasjenige, welches sie so lange zeit mit der gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Litterargeschichte so unkundig, um nicht zu wissen, in was für einem heillosen zustande Litteratur, Philosophie und Theologie sich befanden, so lange sie in den händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen zeiten — und in der that zu allen zeiten — das interesse der Mönche war, sich aller aufklärung, aller ausbreitung der nützlichsten kenntnisse, allem geiste der untersuchung und des selbstdenkens, zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren für *Philosophie* auszugeben, was war es anders als schlingen für den menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich diejenigen verfangen sollten und mußten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegenbäumte?



DIETHELM. Die reine wahrheit zu sagen, die Mönche sind verlohren, wenn sie keine bessern behelfe vor sich haben, als die verdienste ihrer orden in den vergangnen zeiten. Ich zweifle sehr, das eine genaue Prüfung derselben im Detail ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan, —

WALDER. und, (was wir nie vergessen müssen) es war bloß *zufällig*, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Christenheit existiret hätte, durch andre mittel und wege eben so gut und mit unendlich weniger schaden des Stäts bewürkt worden seyn. Doch, ich habe dieses armseligen behelfs nur erwähnt, weil es noch immer leute giebt, die einen beweis ihrer gerechtigkeit und unpartheilichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweydeutigen verdienste der Klöster, oder die wirklichen verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchs-Institut überhaupt zum verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschafner, oder aufgeklärter

und



und mit nützlichen talenten begabter mann ist, es nicht auch ohne kapuz und kutte gewesen wäre. Ich weiß sehr wohl, daß sich, in diesem augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare männer, ja hier und da subjecte von den größten fähigkeiten; unter den ordensleuten befinden. Aber gerade dies ist, in meinen augen, ein großer und dringender beweggrund mehr, die ordensinstitute selbst je baldern je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen ordensglieder, als menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Stât werden könnten, wenn sie ihm wiedergegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert das gemeine wesen dabey, so viele brauchbare personen länger in einem stande zu lassen, worin ihre besten fähigkeiten für die menschliche gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch sinnlose und tyrannische gelübde gefesselt, unmöglich das gute thun können, was sie in andern umständen und verhältnissen thun würden; a worin sie entweder unvürksam bleiben, oder, vom geiste ihres standes, vom interesse ihres ordens, oder



oder der mechanischen gewalt der subordination überwältigt, zum schaden der grossen politischen gesellschaft wirken müssen, so gut und redlich auch die gesinnungen, absichten und wünsche vieler einzelnen unter ihnen seyn mögen.

DIETHELM. Wollte der himmel, dass diese leztern zahlreich genug wären, um die mehrheit der stimmen auf ihre seite zu bekommen! Die re- duktion der Klöster würde dann eine so leichte sa- che seyn, als sie jezt schwehr, mühselig, und viel- leicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die ersten seyn, die auf die gänzliche abschaffung des Mönchswesens antragen würden. Denn wer kann und muss von dem ungeheuren übergewichte seiner missbräuche überzeugter seyn als diejenigen, wel- che am ersten darunter leiden? — Wenn man be- denkt, wie klein (verhältnissmässig) die anzahl derjenigen ist, die durch die höhern grade und dig- nitäten ihres ordens für das was sie ihm aufgeop- fert eine art von armseliger entschädigung erhalten, und wie gering bey jedem einzelnen ordens-manne die



die wahrſcheinlichkeit iſt, eine dieſer ſtufen zu erſteigen: ſo ſcheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem hundert Mönchen wenigſtens achtzig ſeyn ſollten, die der angebotenen freyheit nicht mit ofnen armen, und mit fußfälligem danke gegen den groſsmüthigen befreyer, entgegen eilen ſollten.

WALDER. Mir ſcheint dies nicht unbegreiflicher, als daß es in gewiſſen ländern landſtreichen-  
des gefindel bey tauſenden giebt, die, ſo lange man die wahl in ihre willkühr ſtellt, lieber ohne arbeit und ſorgen von bettelbröd und Kapuzinerſuppen leben, als durch arbeit und wirthſchaftlichen fleiß wie ehrliche leute ihren unterhalt ſuchen wollen. Unter *hundert*, lieber Diethelm, wes ſtandes ſie immer ſeyn mögen, ſind gewöhnlicherweiſe *achtzig*, die weder in ihrem kopfe noch in ihrem herzen dasjenige haben, was die edlern menſchen bey allem ihren thun und laſſen leitet. Mich befremdets alſo gar nicht, wenn (ungeachtet aller anſcheinenden be-  
weggründe zum gegentheil) *bey weitem der größe-*



*re theil der Mönche*, wofern ihnen die wahl gelaſſen würde, lieber bleiben würden was ſie ſind, als daß ſie ſich freywillig zu einer ſtandes-veränderung bequemen ſollten, worin ſie genöthigt ſeyn würden, *bessere Menschen* zu ſeyn als ſie jezt ſind. Die bloſſe macht der gewohnheit; die bequemlichkeit einer ſorgloſen lebensart, deren beſchäftigung in vergleichung mit den anſtrengungen des landmanns, handwerkers, gelehrten, künſtlers, kaufmanns, u. ſ. f. wahrer müſſiggang iſt; die bequemlichkeit, ohne perſönlichen werth, bloß *durch den Habit eines Religioſen*, und durch den begriff der heiligkeit, den ein ſinnloſes vorurtheil an dieſen ſtand geheftet hat, ſich bey dem unverſtändigen theile der Layen einen reſpect zu verſchaffen, an welchen der verdienſtvolleſte mann in einem ſchlechten bürgerlichen rocke weder anſpruch macht, noch machen darf; tauſend kleine perſönliche erleichterungen von der laſt ihrer gelübde, und animalische befriedigungen von allerley art, welche ſich die meiſten unter ihnen unter dem Mantel der

*Wielands kl. prof. Schrift. II. B. Q gleis-*



gleisnerey reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmal sagt, der *unübersehbliche einfluß*, in dessen besitz sie sich noch überall befinden, wo die gefunden grundsätze der ächten regierungskunst noch nicht wurzel gefaßt haben: — überlegen sie nur einen augenblick, mein freund, wie groß diese vorthelle in den augen eines in armuth und niedrigkeit gebohrnen, in roher verwilderung aufgewachsenen, in elenden schulen zum *Mönch* erzogenen, und von dem augenblick seines ausgangs aus der welt (wie sie es nennen) mit lauter finderniß und Möncherey umfangnen erdensohns seyn müssen — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen werke ihrer *entmönchung* willige und dankbare hände bieten werden?

DIETHELM. Wenn auch der bessere theil von ihnen, doch gewiß nicht der grössere!

WALDER. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang' es für den fleischlichen menschen, für den *Bruder Esel* (wie der gute redliche SANCT FRAN-



ziscus seine *animalische hälfte* nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist, ein Mönch zu seyn.

DIETHELM. Ich weiß ein trefliches mittel, es dem *Brüder Esel* ein wenig sauer zu machen. Man dürfte die herren samt und sonders nur im buchstäblichen verstand auf ihre ältesten regeln und auf die ganze lebensordnung ihrer heiligen ordensstifter reduzieren.

WALDER. Das mittel, lieber freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr impracticabel befunden worden, um noch einmal auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres, und wahrlich das einzige, dessen effect unfehlbar ist. Dem ganzen *Mönchs-wesen* muss ohne ausnahme gethan werden wie man dem *Jesuitter-wesen* gethan hat! DELENDA EST CARTHAGO!

DIETHELM. Und sie halten ein so heroisches mittel für practicabler? — Glauben sie, dass die brut der *Clements* und *Ravaillacs* ausgestorben sey?



WALDER. So lang es noch *Fanatiker* in der welt geben wird, ist kein bubenstück so gräßlich, das nicht irgend ein betrogner wahnsinniger in *ma-jorem Dei gloriam* zu verüben fähig seyn sollte. Von den *dicken köpfen* und *runden bäuchen* besorg' ich nichts; von den *gleißnern* und *betrügern* auch nichts, als was sie durch heimliche cabalen, verhetzungen, indirecte ausstreunungen, kurz *unter grund* thun können. Aber von *ehrlichen selbstbetrognen Schwärmern*, von *Energümenen* mit rauchendem kopf und brennendem herzen, ist alles zu erwarten. Zum glücke sind menschen dieses ge-lichters seltnere erscheinungen in unsern tagen; und, auf alle fälle, wird freylich vorsicht und behutsamkeit nöthig seyn. Mancher wäre nicht in den fall gekommen *unter henkers händen* zu sterben, wenn er zeitig genug im *Tollhause* versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglücksahnenden vorstellungen! Der *Heldengeist*, den die vorsehung zum wohlthäter seines zeitalters, zum schöpfer einer bessern welt, berufen hat, ist über alle furcht erhaben; auch sind *alle gute menschen auf seiner sei-*



te — und, lassen sie mir immer den tröstlichen wahn, wenn der glaube, daß auch unsichtbare beschützer für ihn wachen, wahn seyn könnte. Große selen haben sich noch nie durch kleinmüthige vorstellungen und gespenster möglicher gefahren von ausführung eines plans, der für Millionen auf undenkliche zeiten wohlthätig ist, abhalten lassen. — Doch, mein freund, dies ist nicht wovon zwischen uns die rede war. Ich spreche nicht von dem was geschehen *wird*, sondern von dem, was (meiner überzeugung nach) über lang oder kurz geschehen *muß*, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende veränderung einen wahrhaft grossen, für Religion und Stât wesentlichen nutzen schaffen soll. Werfen sie ihre augen auf den zustand Europens im vierzehnten jahrhundert zurück, und vergleichen sie ihn mit demjenigen, worin sich der grössere und glücklichere theil desselben jetzt befindet. Welch eine menge von missbräuchen, von religiösen, politischen, militärischen, wissenschaftlichen, und andern ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen ländern von der alten



barbarey der mittlern jahrhunderte übrig? Und *das Mönchswesen allein*, der unschiklichste, mit der aufklärung unsrer zeiten, mit der verfassung und dem interesse unsrer heutigen Stäten unverträglichste aller misbräuche — ein Institut, das, seiner natur nach, keiner wahren, keiner dauerhaften verbesserung fähig ist, *sollte übriggelassen werden?* Und warum? — Es ist ausgemacht: *die KIRCHE bedarf keiner Mönche — der STÄT bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?*

DIETHELM. Auf *diese frage* ist die antwort bald gefunden. *Der RÖMISCHE HOF bedarf ihrer*, als derjenigen, die immer die eifrigsten verfechter seiner übertriebensten anmassungen gewesen sind — der römische hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine *stehende armée*, die ihm keinen heller kostet und Millionen einträgt, in den ländern aller römisch Katholischen Souverains auf den beinen hält, und also ein unläugbares interesse hat, ihre erhaltung zu wünschen.



WALDER. (*lachend*) Ein vortreflicher beweggrund für die besagten Souverains, ihre ohren vor der stimme der gesunden vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: wozu braucht der Römische hof diese stehende armée, in Stäten, wo er (von rechtswegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

DIETHELM. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, sobald zeit und gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die antwort wäre zu weitläufig. Aber sie liegt in *der geschichte der Römischen Päbste*, die ihnen besser als mir bekannt ist.

WALDER. Ich will ihnen die mühe gerne schenken sich weitläufiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig seyn, nachdem sie selbst den wahren gesichtspunct, woraus man die Mönche betrachten muß, so richtig angegeben haben, ein wort mehr von den ursachen zu sagen, die ihre abschaffung nach allen grundsätzen einer vernünftigen Stäts - kunst nothwendig machen.



DIETHELM. Sie sehen, lieber Walder, daß ich ein sehr unbefangener fachwalter bin, und meine Klienten nicht auf kosten der wahrheit zu vertheidigen verlange.

WALDER. Ich sehe auch, daß ihren Klienten mit einem so ehrlichen fachwalter wenig gedient seyn wird.

DIETHELM. Aufrichtig zu reden — ich bin von der wichtigkeit aller gründe, welche gegen die *Mönche* streiten, und von der unzulänglichkeit aller ausflüchte, womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre abschaffung für eine der nützlichsten unternehmungen an, die ein fürst zum besten seiner stäten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchswesen dem *Lernätschen Drachen* auch darin gleicht, daß es vergebens wäre, ihm *nur einige köpfe* abzubauen. Wenn der heilsame zwek vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, wenn man nicht nur für gegenwärtige bedürfnisse sondern auch gegen künftige übel arbeiten, und der nachwelt



welt die mühe wieder von vorn anzufangen ersparen will: so muß das unkraut mit der wurzel ausgerottet werden. Wer das recht hat ein einziges kloster aufzuheben, hat, aus den nämlichen urfachen, das recht alle aufzuheben. Dies alles geb ich ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein stein des anstoßes im wege, über den ich nicht so schnell hinwegkommen kann.

**WALDER.** Lassen sie sehen!

**DIETHELM.** Lieber freund! Wem das beste der menschheit am herzen liegt, dem kann wahrlich bey dem schnellen anwachs des Despotismus in unserm von uralten zeiten her so freyen welttheile, und bey den verfahrungsarten, wovon wir in unsern zeiten einige sehr auffallende beyspiele gesehen haben, nicht wohl zu muthe seyn. Was ist in der bürgerlichen gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten gewalt im Stât heiliger seyn, als das recht des eigenthums? — Und, da sie mir dies unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die klöster in die-



sein stücke nicht mit jedem einzelnen bürger des Statts gleiches recht genießen?

WALDER. Sind die klosterleute denn bürger des Statts? Gehören sie zu einer classe, die dem Stât unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen lasten, zu seiner aufnahme, zu seinem ruhme bey?

DIETHELM. Es mag seyn, dafs die beantwortung dieser fragen nicht zum vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber sie glauben doch hoffentlich nicht, die *meinige* dadurch beantwortet zu haben? Dem Stât nützlich oder nicht, genug die klöster besitzen güter im stât; sie besitzen sie unter den rechtmässigsten titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne dafs die heiligkeit des eigenthums - rechts angegriffen würde, auf welche sich die sicherheit eines jeden bey dem seinigen gründet. Was würde aus dieser sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines vermögens deswegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen wesen nicht nützlich genug sey? Wenn ein jeder, um im besiz seines erbgutes gelassen zu werden, erst  
be-



beweisen müßte : „dass er eine *unentbehrliche person* sey, und dass sein vermögen nicht auf diese oder jene art zu *größerm vorthail des Fürsten oder des Staats* angewendet werden könne?“

WALDER. Dies geb' ich ihnen gerne zu. Aber mit *Gemeinheiten* möchte es hierin eine andre bewandtnis haben als mit einzelnen personen und familien.

DIETHELM. Auf keine weise! *Gemeinheiten* sind als einzelne *moralische personen* zu betrachten, und genießten als solche der nämlichen rechte wie andre.

WALDER. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andre bewandtnis.

DIETHELM. Walder; Nehmen sie sich in acht! JEDEM DAS SEINE, und wenn's der leibhafte — *Baphometus* selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere menschen unrecht wäre, nur gegen die klöster recht seyn?

WALD



WALDER. Erlauben sie mir, dass ich ihnen eine kleine geschichte erzähle, die ich in einer alten reisebeschreibung gelesen habe, und, wobey es vorerst gar nicht darum zu thun seyn soll, wieviel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges problema passen mag.

In CALIFORNIEN (sagt meine nachricht) herrschte in uralten zeiten der seltsame aberglauben, dass die *Hamster* für unverlezliche, den göttern besonders angenehme, und aus diesem grunde dem gemeinen wesen sehr erspriesliche thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dies klingen mag, so lässt sich doch die möglichkeit eines solchen wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer weisheit wegen einst berühmte Nation die verehrung ihrer *heiligen thiere* getrieben, und welche unermessliche summen auf den unterhalt und religiösen dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten EGYPTEN der *Stier Apis* und seine consorten waren, das konnten ja wohl in CALIFORNIEN die *Hamster* seyn.



DIETHELM. O! das versteht sich — nur weiter, wenn ich bitten darf.

WALDER. Die *Californier* waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die philosophie hatte noch keine sonderliche progressen unter ihnen gemacht, als die *Hamster* bey ihnen in so hohem ansehen standen. Indessen war es nun einmal eine ausgemachte sache, das jeder ort, um sich wohl zu befinden, seinen *Hamster-bau* haben müsse; und, wie man in dergleichen dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch, das sich gar bald leute fanden, die aus besonderm eifer, oder aus lust zum müßiggänge, sich lediglich der bedienung und verpflegung der *Hamster* widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen leuten eine besondere classe, deren anzahl und wichtigkeit eben so unvermerkt zunahm, ohne das den *Californiern* gehahnet hätte, welche folgen dies neue institut nothwendig nach sich ziehen mußte. Da diese herren (die, um ihrem neuen orden mehr ehrfürcht zuzuziehen, selbst den namen der HAMSTER annahmen) die ehre, die den gebohrnen Hamstern erwiesen



wiesen wurde, mit ihnen theilten: so wußten sie es auch mit guter art so einzurichten, daß sie in allen übrigen stücken einerley interesse hatten. In wenigen jahrhunderten war *Californien* mit *Hamster-höfen* angefüllt; die der aberglaube des volks so reichlich mit liegenden gründen, zinsen und andern einkünften begabte, daß endlich der vierte theil des ertrags vom ganzen lande in den pfoten der *Hamster* war. Es versteht sich von selbst, daß diese leztern nicht so ungroßmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wußten sich vielmehr auf mancherley art und weise um ihre wohlthäter und deren nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaßen eine menge geheimnisse gegen alle krankheiten an menschen und vieh, in so fern solche von *bezauberung* durch böse leute herführten; sie verstanden die *sprache der vögel*, legten die *träume* aus, hatten ein mittel gegen die *unfruchtbarkeit der frauen*, konnten *gespenster* in einem *sack* forttragen, und präparierten aus der losung eines *Hamsters*, der zwey monate lang mit *hachtiebern* und *fasanenzungen* genährt werden mußte,



— mußte, gewisse *Amulette*, die den schwangern frauen eine leichte geburt machten, und das zahnem der kinder beförderten. Die *Californier* waren mit diesen guten diensten so wohl zufrieden, daß ihnen drey bis vier jahrhunderte lang nichts billiger und schiklicher zu seyn schien, als das mark ihres landes von so nützlichen und verdienstvollen leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile giengen nach und nach mit der Nation allerley veränderungen vor. Kultur und polizierung nahm zu; fleiß und handlung gebahren reichthum; der reichthum neue bedürfnisse, und beydes jene anstrengung, wodurch neue künste erfunden und die alten vervollkommenet werden. Unvermerkt schliff sich die roheit der *Californier* ab; es wurde heller in ihren köpfen; sie lernten allmählich ihren verstand brauchen, um zu sehen was ihnen gut oder schädlich war. Der sandige grund der alten vorurtheile senkte sich. Zulezt fanden sich leute, die es wagten laut zu denken, und ihren trägern oder blödsichtigern mitbürgern die  
 aus



augen über unzählliche mißbräuche zu öffnen, die an dem schlechten zustande der Nation schuld hatten, und deren abstellung lediglich von DER BELEHRUNG der guten Californier abhieng.

Ich brauche ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bey dieser wendung der sachen wohl zu muthen war. Es wäre beynahe unbillig; ihnen übel zu nehmen, daß sie einer national-verbesserung, bey der sie nichts zu gewinnen, wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche weise entgegen wirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnisch, lächerlich, und stiefs wider alle begriffe des gemeinen menschenverstandes an. Das war nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten sie die vorsicht gebraucht, vorläufig ein gesetz auszuwirken, vermöge dessen niemand als den HAMSTERN selbst erlaubt war, irgend etwas das die HAMSTER oder ihre höfe und angelegenheiten betraf, in untersuchung zu ziehen; und da es endlich, dem ungeachtet, nachdem man beynahe mit allen andern mißbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe



höfe zur sprache kam : so hatten ihre gegner nichts als die gesunde vernunft, die Hamster hingegen einen besitzstand von mehrern jahrhunderten und die dummheit des volkes für sich, dem es gar nicht in den kopf zu bringen war, daß fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres mittel gegen das kalte fieber sey, als ein stückchen von einem Hamsterfell auf dem magen zu tragen. Funzig und mehr jahre giengen drüber hin, ehe die Californier soviel zutrauen zu ihrem eignen menscheninn bekamen, um eine vernünftige entschliessung in dieser albernen Stâts - Angelegenheit zu fassen. Endlich mußte es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige umstände begünstigten die revolution; und kurz, an einem schönen morgen fand sich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Californiern zu soviel verstand verholten hatte, daß sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefehr eben so dachten, wie — bey uns jedermann davon denken würde. Die leute waren nun auf einmal so klug, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten theil ihres landes Ham-



*stern* abzutreten, und den sechsten theil ihrer mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweybeinichte thiere von der entbehrlichsten gattung fett zu machen.

Die sache würde vor eine art von landsgemeinde der ganzen Californischen Nation gebracht; und da die aufhebung des *Hamster-Wesens* mit einem groffen mehr von stimmen durchgegangen war: so entstand nun die doppelte frage: erstlich, was mit den *Hamster-Höfen*? und dann, was mit den *Hamstern selbst* anzufangen sey?

Die *Hamster* behaupteten: die *Californier* hätten kein recht, sie aus dem besiz der höfe und güter zu werfen, die ihrem institut vor jahrhunderten von den frommen vorfahren einer ausgearteten nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeynend, ohne bedingung, und auf ewige zeiten geschenkt worden seyen.

Die noch lebenden *abkömmlinge* der besagten *stifter* und *gutthäter* behaupteten: wenn die *Hamster*, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben



so billig, die güter, die von ihren voreltern, zu ihrem schaden, auf eine so widersinnische art weg-  
geschenkt worden, ihnen als den rechtmässigen er-  
ben zurückzugeben.

Der *Advocat des Fiscus* behauptete: die fami-  
lien der stifter hätten nicht den mindesten anspruch  
an güter zu machen, die von ihren vorfahren vor  
so langer zeit ohne einige bedingung von rückfall  
veräußert worden seyen. Wenn das institut der  
Hamster eingezogen werde, so seyen die besagten  
güter als verlassne herrenlose dinge zu betrachten;  
die dem fiscus anheimfielen; welcher ihrer auch  
zu so vielen guten anstalten, deren das Californische  
gemeine wesen aus mangel an hinlänglichen mit-  
teln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benö-  
thigt wäre.

Endlich trat auch die *Californische Priesterschaft*  
hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre deputierten,  
an dem ganzen bisherigen *Hamster-Wesen*, aus be-  
wegenden ursachen; niemals sonderliches wohlge-  
fallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, daß



die stifter und wohlthäter der Hamster-Höfe bey ihren schenkungen keine andre absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen dienst zu erweisen: so wie etwa ein liebhaber den schoosbund seiner Dame zuckerbrod giebt, nicht um den hund, sondern die Dame, deren günstling der hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämtlichen Hamstergüter seyen also offenbar als heilige, den Göttern angehörige dinge anzusehen; und wenn das Hamster-Wesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie, ihres orts, nichts erhebliches einzuwenden wüßten — so könnten doch die dazu gehörigen güter den Göttern nicht entzogen werden; und es käme der priesterschaft allein zu, über die künftige verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kizlichter punkt. Die Californier waren noch nicht so weit gekommen, um die rechte des Stäts und der priesterschaft, deren grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche grundsätze zurückzuführen, und in gemäfsheit derselben auf einen festen faß zu setzen.



setzen. Die lands - gemeinde theilte sich in partheyen. Man sprach für und wider; man erhitzte sich: und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre aufhebung eine beschlossene sache war, mittel gefunden haben, diese uneinigkeit zu ihrem vortheil zu wenden: wenn nicht ein *alter mann*, den seine grauen hâre und viele verdienste um das gemeine wesen dem volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre, und folgende meynung eröffnet hätte:

„Lieben brüder, ihr wißt, daß unser land, „wiewohl es von den Göttern reichlich gesegnet „ist, weder so viele noch so glückliche menschen „nährt, als es seinem umfang und seiner fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war unge- „reimt, mit dem vierten theil unsers landes sechzigtausend *Hamster* zu mästen, und dagegen eine „halbe Million armer *Californier* zu stillung ihres „hungers an die magern suppen zu verweisen, die „vor den pforten der *Hamsterhöfe* ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die gnade ver-



„liehen, einzusehen, daß dies nicht länger so be-  
 „stehen könne. Wir haben eine menge armer  
 „waysen, welche erziehung, eine menge dürfti-  
 „ger haushaltungen, welche arbeit und brodt, ei-  
 „ne menge hilfloser alter und kranker leute, die  
 „für den kurzen rest eines mühseligen lebens ver-  
 „sorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst-  
 „nothwendig waysenhäuser, erziehungshäuser, ar-  
 „beitshäuser, krankenhäuser und spitäler in allen  
 „gegenden unsers weitläuffigen reiches; und dazu  
 „kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamster-  
 „höfe treflich zu passe. Aber sie gehören, wie die  
 „ehrwürdige Priesterschaft sagt, den *Göttern* an; und  
 „die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig  
 „machen sollte, was ihnen angehört! Die rede kann  
 „also nur von der *Nuznießung* dieser güter seyn.  
 „Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits  
 „alles haben; auch lehrt man uns (und die ver-  
 „nunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch  
 „die ehrwürdigen priester ein geheimnis daraus  
 „hätten machen wollen) daß die Götter den men-  
 „schen hold sind und gerne gutes thun. Sie bedür-  
 „fen



„fen der Hamsterhöfe , die ihnen von unsern vorfah-  
 „ren geschenkt worden, nicht : aber sie wollen, daß  
 „unsre wayfen und findlinge erhalten, unsre kinder  
 „erzogen, unsre armen versorgt, unsre kranken und  
 „schwachen gepflegt werden. Die Götter haben  
 „freude an unserm wohlstand; sie wollen, daß die  
 „Californier fleissig, betriebsam, wohlhabend, wohl-  
 „genährt, wohlgekleidet, wohlgemuth, und mit  
 „dem leben, das sie von ihnen empfangen, zusrie-  
 „den seyen, und sich vermehren wie sand am mër.  
 „Sie haben keinen gefallen am fette der Hamster:  
 „aber sie haben freude daran, unsre felder wohlbe-  
 „stellt, unsre anger von schafen wimmelnd, unsern  
 „flachs, unsre wolle von Californien verarbeitet,  
 „unsre städte mit ämsigen handwerkern, künstlern  
 „und handelsleuten angefüllt, unsre landstrassen  
 „mit beladnen wagen, unsre flüsse und seen mit  
 „reichen schiffen bedekt zu sehen, die den über-  
 „flufs und die früchte des fleisses, gleich einem  
 „allbelebenden und erhaltenden nahrungsaft, durch  
 „alle theile unsers glüklichen reiches tragen. Sie  
 „schenken uns, zu diesem ende, den gebrauch und



„die nuznießung ihrer HAMSTERHÖFE, und wir  
 „alle nehmen ein geschenk, dessen wir so sehr be-  
 „dürfen, aus den wohlthätigen händen, deren ei-  
 „genthum die ganze schöpfung ist, dankbar und oh-  
 „ne bedenken an; und machen uns anheischig ge-  
 „gen sie, diese schenkung zu dem guten endzwe-  
 „ke, wozu sie uns verliehen worden, redlich an-  
 „zuwenden!“

Hier hörte der alte mann auf zu sprechen, und  
 alles volk jauchzte ihm den lautesten und einmü-  
 thigsten beysall zu. Die *Priester* selbst konnten nicht  
 so unverschämt seyn, etwas gegen einen so billigen  
 ausweg einzwenden, und bekräftigten die schen-  
 kung der Götter — mit zusammengebißenen lippen.

DIETHELM. Und die *Hamster*? Was ward aus  
 denen?

WALDER. Da die meisten von ihnen zum pflu-  
 ge gebohren waren, so wurde für recht und billig  
 angesehen, daß sie zum pfluge zurückkehrten. Die-  
 jenigen, die dazu nicht verstand genug zu haben  
 schie-



schienen, wurden zum dreschflegel und zur holz-  
 axt verwiesen. Die untauglichsten lernten wolle  
 kämmen; und zum besten derjenigen, die im müß-  
 figgang und wohlleben ihres standes grau und un-  
 behülflich worden waren, wurden ein pár Hamster-  
 höfe in spitäler verwandelt. — Die gebohrnen Ham-  
 ster überliefs man ihrem schiksale. Sind sie nun  
 befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch  
 einer schärfern erörterung?

DIETHELM. Sie sind ein loser vogel, Walder!  
 Ihr *alter* sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden,  
 und die *Californier* warens vermuthlich auch. We-  
 nigstens konnten sie DAS GESCHENK DER GÖTTER  
 mit gutem gewissen annehmen. Wenn die *Hamster*  
 am schlechtesten dabey wegkamen, so wars ein  
 kleines übel um ein großes gut. Wer wollte auch  
 immer jedermann zufrieden stellen können?







## VII.

# ZWEYTES GESPRÄCH.

---

### DIETHELM.

Ihre Californier haben mir diese nacht den schönsten traum gegeben, den ich in meinem leben gehabt habe. Mir war als ob ich flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten behendigkeit, die in träumen ein] so, grosses vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle klöster ohne ausnahme in Erziehungs - Anstalten, Frey - Schulen, Gymnasien, Akademien der wissenschaften, Way-fenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeits-häuser, und Spitäler verwandelt. Stellen sie sich mein entzücken über diesen anblick vor, aber auch mei-



meinen verdrufs; als ich beym erwachen fand, dafs ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebevolle vater der menschen und aller wesen, Er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt seyn als die Götter der Californier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten gebrauch, ein geschenk mit den häusern und gütern zu machen, die ihm in zeiten der unwissenheit und verblendung von der einfalt unsrer guten alten *wider seinen willen aufgedrungen wurden?*

WALDER. Auch fehlt es gewifs nicht an Seinem guten willen; alles kommt wohl blofs darauf an, dafs *wir*, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste quelle von so vielem guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre art gemacht. Sie sind da; wir haben sinne, gliedmassen, vernunft, sie in empfang zu nehmen, zu geniessen, in unsern möglichsten nutzen zu



zu verwandeln. Unterlassen wir dies, thun wir das unsrige nicht dabey; so hat er uns mit sonne, mond und sternern, mit feuer, luft, wasser und erde, und allem was drinnen ist, ja mit unsern sinnen, unsern gliedmassen und unsrer vernunft selbst, ein vergebliches geschenke gemacht. Es wäre ungereimt, zu warten, bis ein engel herabstiege, und den christlichen völkern, bey denen das *Mönchswesen*, zum unermesslichen schaden des *gemeinen wesens*, noch in seinem alten stande ist, einen förmlichen schenkungs - brief über die klostergüter, oder einen ausdrücklichen befehl sie nützlicher anzuwenden, vom himmel brächte. Der schenkungsbrief ist unnöthig, denn der befehl ist schon da; wenn anders *die stimme der gesunden vernunft*, die so laut ruft, daß sie der ganze erdboden hört, so gut ein *Orakel Gottes* ist als irgend ein geschriebenes.

DIETHELM. Nichts ist klärer — und es ist mit den Anti-Mönchischen grundsätzen wie mit der Epikтетischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeynender und redseliger  
freund



freund RAYNAL den königen und völkern der erde auf allen blättern seines voluminösen werckes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die *grundsätze* betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daß es menschlicher, edler, besser, vortheilbafter wäre, in allen fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und consequent zu seyn. Aber gleichwohl werden die könige und völker der erde — so oft sie ihr *besonders Interesse* dabey zu finden glauben -- ungerecht, gewaltthätig, grausam, inconsequent und dem interesse des ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm freunde RAYNAL seine Moral streitig zu machen, immer den fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine *ausnahme* von der allgemeinen regel halten. Gerade so ist's auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen köpfe in der welt denken so richtig darüber, als *Plato* und *Aristoteles* thun würden, wenn sie von den toten auferstünden, und die feine wirthschaft ansähen, die ein dutzend barbarische jahrhunderte in dem theile des erdbodens angerichtet haben, über, welchen sie einst



soviel licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit allem ihrem lichte den bösen Dämon des menschengeschlecht verjagen zu können, welcher es ewig im nämlichen kreise von tugend und laster, weisheit und thorheit, wohlstand und elend, herumtreiben, und ewig verhindern wird, daß es durch seine vergangene thorheiten nicht klüger werde.

WALDER. Indessen ist, wie sie sehen, ein guter anfang gemacht.

DIETHELM. Allerdings! Ein so guter anfang, daß es wirklich jammer schade wäre, wenn es beym bloßen anfang bleiben sollte. Was schon geschehen ist, ist in gewisser rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl gegen das gute das noch geschehen könnte?

WALDER. Wir haben noch nie soviel ursache gehabt das beste zu hoffen als in diesem augenblick.

DIETHELM. Die *Hyder* erschreckt mich, der für jeden abgehaunten kopf wieder ein par andre wachsen.

WAL:



WALDER. Desto grösser das verdienst des *Herkules*, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich? Die *Hyder*, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein *unsichtbares* ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchs-Klöster, nicht die Mönchsorden — der MÖNCHS-GEIST ist es, was vertilgt werden muss. Aber dieser *Kakodämon* ist von einer so *Polypen*-artigen natur, dass er, man schneide soviel stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bey leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzi-ge kapuz, eine einzige schwarze, weisse, oder braune kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen männern, die in diesen masken stecken, nicht besser meynen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen *Habit*, der heutigs tages einen so wunderlichen contrast mit der aussen-seite aller übrigen ehrlichen leute macht, befreyt sehen möchte: so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen gerechtsamen und ansprüchen an einen anständigen und glüklichen plaz in der menschli-chen



chen gesellschaft nicht einen sonnenstaub entzogen wissen.

DIETHELM. Ich kenne manche unter ihnen, die bey der veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr verstand, ihre talente, ihre wissenschaft, ihre geschiklichkeit zu geschäften, ihre annehmlichkeit im gesellschaftlichen umgang, würden durch ihre rückkehr in die welt, durch versetzung in einen größern oder wenigstens nützlichern und freyern wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen, als jezt, da ihr licht unter einem scheffel steht, und persönliche vorzüge, anstatt ihnen zum vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren brüdern und obern nicht selten zum verbrechen gemacht werden. In der that sind ihre Ordens-Geistliche was diesen punkt betrifft, ohne alle vergleichung besser dran als die *Californischen Hamster*; und in so ferne sie nur soviel gnade vom himmel empfangen, mit der kutte auch den vorbesagten *unsaubern geist* von sich zu werfen, so bin ich versichert, daß es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern bestimmungen in der menschlichen gesellschaft brauchbar wären.



WALDER. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten sie um ein gutes theil zuviel gesagt haben! Aber lassen wirs auch dabey bewenden: so würde doch in dem *priesterlichen stande*, der (wie sie wissen) bey uns einen *unauslöschlichen Charakter* ausdrückt, immer die größte schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die stelle zu setzen, wo er dem Stât und sich selbst am nützlichsten wäre.

DIETHELM. Wie selten läßt sich von irgend einem andern subject sagen, daß es just an dieser stelle sey! Warum wollte mans nun gerade mit den Mönchen so genau nehmen? Im nothfall läßt sich ein suppentopf für einen kaffétopf gebrauchen; der kaffétopf kann sich also im nothfall auch wohl zum suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche geschiklichkeiten werden, (zumal in einem Stât wo sie selten sind, und wo man das bedürfnis derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugestanden, daß der größte theil der Mönche, ihres priesterthums wegen, zu sogenann-



ten weltlichen geschäften und ämtern nicht qualifiziert wären: dies würde mich, wenn ich ihnen ihre bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, daß in den meisten katholischen Stäten an der einrichtung des kirchen - und schulwesens — auch was das gehörige verhältnis der anzahl der kirchen und schuldiener zu dem bedürfnis der gemeinen betrifft — noch vieles zu verbessern ist. In manchen gegen- den sind der kirchspiele zu wenig; die pfarreyn sind, oft bey einem kaum zureichenden einkommen, mit mehrern filialen belastet; und manche dorfchaften haben zwey und mehr stunden zur kirche zu gehen. Unzählliche haben entweder gar keine, oder so schlecht besoldete und übelversehene schulen, daß es eben soviel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen gebrechen könnte durch auf- hebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten klöster würden einen fundus herstellen, woraus die zu jeder solchen verbesserung nöthige ausgaben bestritten würden. An orten, wo die pfarrey bisher durch einen ordensgeistlichen im na-  
men



men seines Abbts versehen worden, würde die neue einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue pfarrkirchen und schulen zu dotieren wären, würden die güter eines benachbarten klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen klöstern könnten Seminarien künftiger kirchendiener, aus andern Seminarien töglicher schullehrer, besonders für das landvolk gemacht werden. Die reichthümer der klöster reichen für das alles und noch mehrers zu. Und wie glücklich sind die Katholischen Stäten in diesem stücke vor den Protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche anstalten müßten in vielen der letztern unterbleiben; weil es an den mitteln zur ausführung fehlt: Jenen hingegen darf es nur an verstand und willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer verbesserung bedarf; vor den unkosten; so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitz an den reichen klöstern innerhalb seiner grenzen



ein POTOSI, einen schatz, der zu den trefflichsten unternehmungen reichlich zureicht. —

WALDER. Und der, wiewohl er von allerley schwarzen und weissen geistern bewacht wird, doch viel leichter und sichrer zu *heben* ist, als die unterirdischen schätze, die den sonntagskindern zuweilen von gespenstern oder erdgeistern gezeigt werden. Denn, zu gutem glücke, sind es meistens sehr materielle geister, die sovieler berührungspunkte haben, dass man es wahrlich ungeschickt angehen müsste, wenn man sie nicht dahinbringen könnte, ihre schätze gutwillig herzugeben: zumal da sie im grunde, *wie die Greiffen in den alten Rittermährchen*, doch nur bloß die hüter davon sind, und deswegen keinen bessern wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige teyn mag, dem ihre güter und schätze zugehören. — Ernsthaft zu reden, ich glaube dass sie auf den eigentlichen fleck getroffen haben, wenn sie behaupten, dass man die *Klostergüter* nicht besser und schicklicher als auf *Kirchen und Schulen* verwenden könnte. Aber ih-



re meynung ist doch wohl nicht auch, aus den Klosterherren selbst — *Pfarrer* und *Schuldiener* zu machen?

DIETHELM. Warum nicht?

WALDER. Nun freylich, bey dem günstigen vorurtheile, so sie (wie es scheint) von der rechtschaffenheit, geschiklichkeit und frömmigkeit unsrer ordensgeistlichen gefasst haben, begreiffe ich leicht, wie sie sich überreden können, das man ihnen einen so grossen einfluss auf die gegenwärtige und nächstkünftige generation ohne gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

DIETHELM. Ich verstehe ihr *Aber*, mein vorsichtiger Herr! Ihr misstrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. *Aber* ich weifs ein mittel, wodurch wir uns der wackern männer gänzlich versichern, und sie so zuverlässig machen können, das man ihnen, ohne mindeste gefahr, etwas noch wichtigeres anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch wichtigeres in einem Stât wäre, als die erzie-



hung der jugend und die moralische bildung und leitung des volks.

WALDER. Das muß ein sonderbares arcanum seyn! lassen sie hören, wofern meine neugier nicht zu unbescheiden ist?

DIETHELM. Ganz und gar nicht. Mein mittel ist so wenig ein arcanum, daß es sogar in Italien, sogar mitten in der heiligen stadt Rom, auf den dächern gepredigt wird; und für seine wirksamkeit wollte ich mit meinem leben stehen.

WALDER. Ach! Nun errath ichs! Sie wollen den geistlichen Herren — *Weiber* geben?

DIETHELM. Allerdings! und zwar ohne ausnahme; auch den *Bischöffen*, nach der ausdrücklichen apostolischen verordnung des Heil. Paulus: EIN BISCHOFF SOLL EINES WEIBES MANN SEYN!

WALDER. Also — auch ohne den *Pabst* auszunehmen?

DIETHELM. Warum nicht? Als *Bischof* von *St. Johann im Lateran* (welches, wie sie wissen, sein



sein ältester, und — unter uns gesagt — *sein einziger incontestabler titel* ist) kann er so gut eines weibes Mann seyn als der Erzbischof von Canterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Groß-Brittanien ist.

WALDER. Es läßt sich hören! Alles wohl überlegt denke ich nicht, daß *die Gemahlin und kinder* eines jeweiligen Pabsts den *H. H. Aposteln Peter und Paul* und dem *Stato della Chiesa* lästiger fallen würden, als seine *Neffen und Basen* — Es käme bloß auf eine gute einrichtung an.

DIETHELM. Der *Apostel PETRUS* war verheura-  
thet, (denn er hatte eine schwiegermutter, wie sie aus dem Evangelio wissen) ohne daß das Witthum seiner frau oder daß *établissement* seiner kinder der kirche (soviel man weiß) viel gekostet hätten. Warum sollte das bey seinem *nachfolger* nicht eben so gut angehen? Aber — soweit wollen wir uns vor der hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daß die *bischöffe und fürsten* der kirche schlechterdings



verheurathet seyn müßten. Ich möchte dies selbst bey den bloßen pfarrherren nicht zu einem *indispensablen gesetz* gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen kirchendienst mit hinlänglicher versorgung haben — heurathen *dürften*, und wenn es als eine *moralische pflicht* angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner mann ohne wichtige ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohnezweifel, wie es hierin bey uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar *nicht bey strafe verbunden* sich zu verheurathen; aber das volk hat überhaupt kein rechtes zutrauen zu ehlosen pfarrern. Selbst der höchste grad von exemplarischer tugend und frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den vorurtheilen seiner gemeine über diesen punkt auszuföhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er sich nicht in den stand setze, seinen pfarrkindern auch durch die tugenden eines ehmannes und hausvaters vorzuleuchten: und dies allein muß die wirkung thun, daß wenige Geistliche unter

den



den Protestanten ehlos bleiben; gesetzt auch, daß die freyheit — der stimme der natur und dem ersten gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

WALDER. Bey *unserm* volke würde die priester - ehe, wenn unsre klerisey auch durch den schluß einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegengesetzte vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen vergünstigung bedienen wollten, allen respect bey ihrer hêrde verlieren; und ich glaube, sie sind hievon so überzeugt, daß keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte vorurtheile anstossenden schritt dem spote der weltleute und der verachtung des gemeinen volkes aussetzte.

DIETHELM. Ich zweifle nicht, daß die sache, wie alle ungewöhnlichen dinge, anfangs aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweyten viertel des sechzehnten jahrhunderts das volk in den Ståten, die sich der geistlichen ober-



herrschaft des römischen stuhls entzogen, an die priester - ehe? Wie es damals gieng, so würde es wieder gehen. Ueberdies ist auch der gemeine mann in den Katholischen ländern so einfältig nicht mehr, dafs er den ehelosen stand der geistlichen *in Concreto* wirklich für etwas so heiliges und erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der kanzel *in Abstrakto* vorgespiegelt wird. Die Laven wissen über diesen punkt zuviel von den kleinen geheimnissen der geistlichkeit, und denken auch überhaupt, grösstentheils schon zu vernünftig, als dafs eine bulle des heil. Vaters, worinn die vortheile der priester - ehe angepriesen würden, nicht hinlänglich seyn sollte, alle etwa noch übrigen *großmütterlichen scrupel* (*veteres avias*, wie sie JUVENAL nennt) aus dem grunde auszureuten.

WALDER. Alles dies kömmt ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was sie von kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor, als es in der ausführung seyn würde. Wenn auch alle andere hindernisse gehoben wären,

so



so würde, dies bin ich gewiss, kein Priester von einiger delikatesse sich entschliessen können, das erste beyspiel zu geben.

DIETHELM. (*lächelnd*) So müßte es nur von oben herab gegeben werden. Aber, in ganzem ernst, ich bin gewiss, ein mann wie PIUS VI. dem alle verrichtungen und feyerlichkeiten des *Prophetischen* und *Hohen - Priesterlichen amtes* sowohl anstehen, würde auch in die *Cerimonie seiner öffentlichen vermählung* soviel würde und etwas so rührendes und auferbauliches zu bringen wissen, daß alles volk *Amen!* dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein *Apostolat* anerkennen, länger anstand nehmen würde, einem so schönen beyspiele nachzufolgen. Ich bin gewiss, dies wäre der kürzeste weg, alle hindernisse, die der sache noch entgegen stehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie keine wahre Harmonie zwischen Kirche und Stât hergestellt, die klerisey nie in ihre gehörigen schranken und in das bürgerliche verhältniß gesetzt



gesetzt werden, worinn sie stehen *muß*, wenn sie nicht ewig ein Stât im Stâte bleiben, und durch tausend Collisionen, die alle augenblicke wiederkommen, dem wohlstande des Ganzen immer im lichte stehen soll.

WALDER. Ich besorge in der that, dafs es endlich, wie sie sagen, dazu kommen *wird*.

DIETHELM. Wie? Sie *besorgen* es?

WALDER. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, dafs die vorthelle, die dem gemeinen wesen durch die Priester - ehe, oder (welches eben soviel ist) durch herabwürdigung des geistlichen standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehlosen stande der Priester entstehen, und durch den vorschlag, der jetzt einigen wohlmeynenden leuten so sehr am hertzen liegt, verlohren gehen würden.

DIETHELM. Ich habe wohl nicht nöthig. Ihnen die alten gründe zu wiederholen, die für die  
auf-



aufhebung des verbots der Priester - ehe seit einiger zeit in öffentlichen schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten stärke zu seyn.

WALDER. Das sind sie auch unstreitig, aus dem gesichtspunkte, woraus sie, mein freund, mit allen die — seit dem unschuldigen alten ketzer Vigilantius bis auf diesen tag — ihre stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die sache ansehen. Ich gestehe ihnen auch gerne, daß der eifer womit die Bischöffe von Rom, vom vierten jahrhundert an, auf diesen punkt der kirchen - disciplin gedrungen haben, hinlänglich seyn könnte, die absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern zeiten macht und mittel genug haben, die klerisey ihrer Stäten, ehloses oder verehlicht, in gebührendem respecte zu erhalten: so dünkt mich, *die alte geheimabsicht des Römischen hofes* komme gar nicht mehr in betrachtung; und wenn ich die aufhebung des Cölibats unsrer geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so

habe



habe ich dazu gründe, die auf einer ganz andern seite liegen.

DIETHELM. Sie erregen meine aufmerksamkeit.

WALDER. Ich setze als einen ausgemachten grundsatz voraus, daß *gute sitten*, und eine *Religion*, *welche die sitten unterstützt* und vor der verderbnis möglichst verwahren hilft, die wesentlichste angelegenheit eines stâtes sind. Es braucht nur einen aufmerkamen blik auf den zustand der heutigen welt, um zu sehen, wie wichtig der dienst ist, den die *Christliche Religion* dem Stât von dieser seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das gegengewicht gegen die einflüsse der übermüthigen und unbefonnenen philosophie unsrer zeiten, die, unter dem vorwand uns aufzuklären und von vorurtheilen zu befreyen, alle bande der menschlichen gesellschaft in ihre zartesten faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureißen? Je weniger das ist, was unsre angebliche aufklärung uns von der Religion unsrer vâter übrig gelassen hat; je ge-  
mei-



meiner es unter den Großen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloß als ein *Politisch-Moralisches Märchen*, gelten zu lassen, und jemehr sie durch diese Art zu denken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluß verliert, — um so nöthiger scheint es mir, daß man bey Abstellung und Verbesserung offener Mißbräuche (wie z. B. das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, *in unsern Zeiten wenigstens*, vielleicht noch das wirksamste Mittel sind, die Religion bey demjenigen Ansehen und Einfluße zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern Zeiten Mißbrauch seyn kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ist es auch sehr möglich, daß jezt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormals unter ganz andern Umständen Mißbrauch war. Ehmals hatte die Klerisey zuviel Ansehen und Einfluß; izt hat sie zu wenig. Immerhin schalte



man alle unnütze, alle entbehrliche Klericos ab. — Aber man lasse den unentbehrlichen, denen, welchen die sêlforge anvertraut ist, das ansehen, ohne welches sie ihr amt nicht mit nutzen verwalten können. Diese sêlforge — (ich nehme das wort, wie billig, in seiner unverfälschten bedeutung) macht den groſsen unterschied zwischen ächten *christlichen Pfarrherren* und den *Sacrificulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lama's, Fusu's und Kakasus* unsrer und aller Religionen in der welt. Ein pfarrer ist, als sêlforger seiner gemeine, eine art von moralischer vormund und aufseher; dies ist es was ihn zu ihrem hirten, sie zu seiner hêrde, ihn zu ihrem geistlichen vater, sie zu seinen geistlichen kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das ansehen und die macht eines aufsehers, hirten und vaters, den pflichten dieser ihm aufgetragnen ämter genugthun können? Und wie kann er dieses ansehen behaupten, ohne die möglichste unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen aufsicht stehen?



DIETHELM. *Unabhängigkeit?*

WALDER. Sie erschrecken ja vor dem wort *unabhängigkeit* wie vor einem popanz? — Bey euch Protestanten mag es freylich zu einem politischen grundsätze geworden seyn, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich dünkt, eine kleine aufmerksamkeit auf das was Religion und sitten bey euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in adoptierung eurer grundsätze über diesen punct ein wenig behutsam machen. — Doch, auf diesem wege würden wir zu weit von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das wort *unabhängigkeit* soll uns nicht entzweyen! Meine meynung ist, wie sie wissen, nichts weniger, als der *Klerisey Politische unabhängigkeit* und *exemption* von der höchsten gewalt im Stât, welcher jedermann unterthan seyn soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daß die Geistlichen eingriffe in das obrigkeitliche amt sollen thun können; oder daß die heiligkeit des ihrigen sie vor dem schwerte der ge-

*Wielands* kl. prof. Schrift. II. B.

T rech-



rechtigkeit schütze, wenn sie es durch verbrechen  
 schänden. Ich räume ihnen keine gewalt über ver-  
 mögen, ehre und leben der geistlichen schafe, so  
 sie weiden sollen, ein; keine bannkeile, womit  
 sie sogar die könige von ihren thronen herunterdon-  
 nern könnten; — kurz, ich verwandle die nachfol-  
 ger der Propheten und Apostel in keine *Druiden*,  
 wie unsre rohen neubekehrten väter vor 1300 jah-  
 ren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingeste-  
 het, wie *bey uns* wenigstens geschieht — dafs sie  
 die nachfolger und stellevertreter der Propheten  
 und Apostel sind: so müssen sie auch das ansehen,  
 die würde und die art von unabhängigkeit haben,  
 ohne, welche sie nicht wirklich seyn können was  
 sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem volke  
 nicht als *ihtesgleichen*, sondern als diener und ge-  
 sandte desjenigen angesehen werden können, der  
 auch die könige der erden richtet. Ihr mund muß  
 frey seyn, die läster des volks und der grossen zu  
 strafen. Keine rücksichten auf persönliche und öko-  
 nomische nachtheile, die ihnen daraus entstehen  
 könnten, müssen ihre zunge binden, und die öffent-  
 lichen



lichen vertreter der wahrheit und tugend nöthigen, das interesse derselben zu verrathen, oder lässig und furchtsam zu bleiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen umständen seyn, daß sie die erhabne sittenlehre des Evangeliums, die geringachtung der vergänglichen befriedigungen dieses irdischen lebens gegen die ewigen güter des zukünftigen, den himmlischen sinn, die allgemeine liebe und wohlthätigkeit, die aufopferung ihrer selbst für ihre gemeine u. s. w. noch stärker *durch ihr beyspiel und leben* als durch lehren und declamationen predigen können. Aber wie soll alles dies möglich seyn, wenn wir sie, bey ihrem ohnehin so mässigen und meistens kärglich zugemässenen einkommen, noch mit der sorge für weib und kinder beladen? sie dadurch in allerley ihrem erhabnen beruf hinderliche geschäfte und zerstreungen verwickeln? sie durch alles dies mit dem geringsten ihrer untergebenen in einerley categorie stellen, und nicht nur von den weltlichen herren und ihren dienern, sondern von dem gemeinen manne selbst in tausend rücksichten abhängig mach-



ten? Wie soll derjenige gastfreyheit und wohlthätigkeit ausüben, und alles, was er seinem nothdürftigen bedürfniss entziehen kann, immer mit den armen und nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bey euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten nebenarbeit kaum noch soviel zu seinem armfeligen taglöhnersgehalt verdienen kann, als er gebraucht, um seinen kindern brod und nothdürftigen kleidung zu schaffen? Wie soll der die geschäfte des reichs Gottes mit würde treiben, die sache der wahrheit und gerechtigkeit mit dem gehörigen eifer führen, und die sünden des volks mit freymüthigem ernst und nachdruck strafen können, oder zu einem *David* sagen dürfen: „*du bist der mann des todes*“ — der dem volke wegen seiner dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine lage, worin er jedermann in acht nehmen und schonen muß, allen muth benimmt, als einer der gewalt hat zu sprechen? — Sehen sie, lieber Diethelm, von dieser seite betrachte ich den seit einiger zeit disseits und jenseits der Alpen so eifrig in bewegung



gebrachten vorschlag, unsrer geistlichkeit den ehstand zu erlauben. In meinen augen würde dies einer der tödtlichsten stöße seyn, den unsre Mode-Philosophie dem nöthigen ansehen der klerisey, und dadurch mittelbarerweise der Religion selbst beybringen könnte; und, so sehr auch die gebieter über unser irdisches schicksal die bevölkerung (aus ursachen, über die ich mir leider! keine illusion machen kann) auf alle mögliche weise zu begünstigen geneigt seyn mögen: — so däucht mir doch der vortheil, der dem Stât dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre geistlichkeit zum bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte entschädigung für die nachtheiligen folgen zu seyn, die ich aus dieser stâtswirthschaftlichen speculation hauffenweise und in einer unendlichen progression hervorwimmeln sehe.

DIETHELM. Ich müßte grofse lust haben den Sophisten zu spielen, wenn ich läugnen wollte, das in ihrer vorstellungsart über diesen punct etwas wahres ist. Aber *entscheidend* kann ich ihre ein-



wendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: daß die sache mehr als *eine* seite hat; daß sich unter den gegenwärtigen umständen, eben so wichtige gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervorthun; und daß es also um so nöthiger wäre, auf ein auskunfts - mittel zu denken wodurch den beyderseitigen Inconvenienzien geholfen werden könnte, ohne daß man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so widernatürliches, und für die gemeine, denen ihr beyspiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches enthaltungs - gelübde anzufesseln.

WALDER. Und *dies* auskunftsmittel?

DIETHELM. Ist schon gefunden, liegt vor uns! Wie ist's möglich, daß sie es übersehen können? Die KLOSTERGÜTER, lieber Walder, *die klostergüter reichen zu allem zu*. Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daß wir *alle* Mönchsorden aufgehoben, und *alle* ihre güter und kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte theil davon ist, wie ich gewiß glaube, mehr als hinlänglich, um  
allen



allen pfarrherrn in jedem katholischen lande ein so reichliches einkommen zu stiften, daß sie, so gut als irgend ein *Rector in der Englischen Kirche*, mit ihren familien standesmäfsig davon leben, ihre kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer soviel übrig haben können, um die pflichten der gastfreyheit und menschenliebe auf eine sehr edle art auszuüben.

WALDER. Nun, *daran hab' ich freylich nicht gedacht* — und es lag mir doch, wie sie sagen vor der nase! Das muß man ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imagination! Eh man sichs versieht, ist sie mit ihnen — im SEVERAMBIENLANDE. Aber, im ernste, sollten sie wohl eine so gutherzige sêle seyn, zu glauben, daß auf diesem unserm armen *Globus Terraqueus*, wo von allen politischen und patriotischen träumen der menschenfreunde und kosmopoliten, seit dem Babylonischen thurmbau bis auf diesen tag, nicht ein einziger jemals zur würllichkeit reif geworden ist, soviel weisheit und tugend wäre, daß ein sol-



ehes project wie das ihrige zu stande kommen könnte?

DIETHELM. Ich besorge beynahe selbst, daß ich immer zu gut von den menschen denke.

WALDER. *Nicht zu gut* — denn man kann nicht zu gut von den menschen denken: *nur zu zeiten nicht schlecht genug*; denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen sie bey den bewohnern unsers planeten alles was sie wollen, nur *keine reine absichten*, nur *keine consequenz im kopfe*, und kein *ausharren bey dem wahren und guten*, weil es *wahr und gut* ist! — Mir ist kein einziges beyspiel bekannt, daß menschen jemals ein gutes werk unternommen hätten, ohne etwas daran *unvollendet* zu lassen, oder irgend einen schwanz *dranzuflicken*, und gerade durch das, was sie *unvollendet ließen oder dran flikten*, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen sie eines, Diethelm, so bitte ich sie, bereichern sie mich durch die mittheilung einer so seltenen seltenheit.

DIET-



DIETHELM. Ich will mich besinnen — Aber, ehe wir uns trennen, was halten sie von dem project, die protestantischen kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran, dem vernehmen nach, einige kosmopoliten und menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

WALDER. Und was halten sie von der neuen Menschen-Generation, die jetzt nach dem schönen project der frau *Gräfin von Genlis* gezeugt, geboren und erzogen werden wird; und von den herrlichen wundern, die durch diese menschen -- wie noch keine gewesen sind — im neunzehnten jahrhundert werden zu tage gefördert werden?

DIETHELM. Und sie, Walder, was halten sie von einer *Toleranz*, vermöge deren (wie neulich gewisse zeitungen versicherten) der übergang von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein verbrechen gestraft werden soll?

WALDER. Und von der grossen reformation, die in diesem letzten viertel des achtzehnten jahrhunderts noch zu stande kommen soll?



DIETHELM. Und von den gewaltigen weltbegebenheiten, welche die den 3ten November a. c. bevorstehende grofse zusammenkunft des Iupiters mit seinem vater Saturnus nach sich ziehen wird?

WALDER. Wissen sie was, Diethelm? — Wenn man, wie wir, nicht jung genug ist, um alles was gleißt gleich für gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen farce, die um uns her gespielt wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen *Juvenal* zu muth seyn mochte, da es ihm so schwer vorkam *Satyras non scribere*. Aber bey dem allem ist für leute die gern in heiler haut schlafen doch nur EIN guter rath —

DIETHELM. Und der ist?

WALDER. Des MERRY ANDREW seiner beym PRIOR:

*Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,  
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!*

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,  
Iss deinen pudding, Slav, und halt dein maul!





## VIII.

# SENDSCHREIBEN

AN

EINEN JUNGEN DICHTER. (\*)

---

**N**un wohlan dann, mein junger freund! niemand kann seinem schiksal entrinnen; und wenn auch sie zum *lorberkranz* und *dunkeln kämmerchen* des göttlichen TASSO oder zum *Spital* und *nachruhm* des Portugiesen CAMOENS bestimmt sind, kann ich schwacher sterblicher es verhindern?

Ich habe ihre beichte gehört, und ihren ganzen casus wohl erwogen. Ihr innerer beruf scheint in der that keinem zweifel unterworfen zu seyn.

Eine

(\*) der noch gebohren werden soll.



Eine so scharfe stimmung aller äuffern und innern sinne, dafs der leiseste hauch der Natur das ganze organ der sêle, gleich einer *Aeolsharfe*, harmonisch ertönen macht, und jede empfindung die melodie des objects, wie das schönste Echo, im reinsten einklang, verschönert zurückgiebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird —

Ein gedächtnis, worinn nichts verlohren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen halbgeistigen masse amalgamirt, woraus die Fantasie ihre eigenen neuen zauber-schöpfungen hervorhaucht —

Eine einbildungskraft, die durch eine unfreywillige innere disposition alles individuelle idealisiert, alles abstracte in bestimmte formen kleidet, und unvermerkt dem bloffen zeichen immer die sache selbst oder ein ähnliches bild unterschiebt; kurz, die alles geistige verkörpert, alles materielle zu geist reinigt und veredelt —



Eine warme, von jedem anhauch auflodernde  
 fêle, ganz nerve, émplindung und mitgefûhl, die  
 sich nichts todtes, nichts fûhllofes in der Natur  
 denken kann, sondern immer bereit ist, ihren über-  
 schwang von leben, gefûhl, und leidenschaft allen  
 dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der  
 behendesten leichtigkeit andre in sich, und sich in  
 andre verwandelt —

Eine von der ersten jugend an erklärte und nie  
 sich verlâugnende leidenschaftliche liebe zum wun-  
 derbaren, schönen, und erhabenen im phyfischen  
 und moralischen —

Ein herz, das bey jeder edlen that hochempor-  
 schlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefûhl-  
 losen, mit abscheu zurückschaudert —

Zu allem diesem, bey dem heitersten sinne und  
 leichtesten blute, ein angebohtner hang zum raôn-  
 neren, zum forschen in sich selbst, zum verfolgen  
 seiner gedanken, zum schwärmen in der Idêen-welt  
 — und, bey der geselligsten gemûthsart und der  
 zärtlichsten lebhaftigkeit der sympathetischen nei-  
 gun-



gungen, eine immer vorschlagende liebe zur einsamkeit, zur stille der wälder, zu allem was die ruhe der sinnen befördert, allem was die sêle von den gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freyen fluge gehemmt wird, oder was sie von den zerstreungen befreyt, die ihr inneres geschäfte stören —

Freylich, wenn dies alles nicht natürliche anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem jüdling sicherheit zu geben, daß es (mit dem *Philosophen der Dichter* zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne raserey zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils *Cumäische Sybille* den prophetischen Gott, von sich schütteln kann —

Seyn sie ruhig, mein freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen charakter, wodurch die Natur sie zum Priester der Musen geweyht hat: und da es, nach dem göttlichen PLATO, bloß darauf ankömmt, daß die *Musen - wuth* \*) um die schönsten

(\*) ἡ ἀπὸ Μουσῶν μανία.



sten wirkungen zu thun, *eine zarte und ungefärbte seele* (\*) ergreiffe: so müßte ich mich sehr an ihnen irren, oder sie werden der theorie unsers Philosophen ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches kennzeichen eines ächten innern berufs annehmen, aber wenigstens pflegt sich fast immer bey künftigen *Virtuosen*, bey Dichtern, Malern u. s. w. von der ersten jugend an, ein beynahe unwiderstehlicher trieb zu der kunst, in welcher sie vortreflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses zeichen der erwählung findet sich an ihnen, mein junger freund.

„Ich kann mich (sagen sie mir) soweit ich in  
 „meine ersten lebensjahre zurückzusehen vermag,  
 „keiner zeit erinnern, wo ich nicht verse gemacht  
 „hätte. Die angebohrne empfindlichkeit meines  
 „ohrs für *die musik schöner verse* — die wollust,  
 „in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als  
 „knabe

(\*) ψυχήν ἀπαλήν καὶ ἀβαστον.



„knabe gewisse vorzüglich schön versificierte stellen  
 „in alten oder neuern Dichtern, besonders in der  
 „*Aeneis* und in *Horazens Oden*, laut vordeclamier-  
 „te, — das häufige wiederholen und verweilen  
 „bey solchen stellen, an denen sich, auch wenn ich  
 „sie still las, ich weifs nicht welch ein innwendi-  
 „ges geistiges ohr, womit mich die Natur beschenkt  
 „hat, wie am verhallenden nachklange des gesan-  
 „ges der Musen, weidete — alles dies kam bey  
 „mir dem unterrichte zuvor: und so fand sichs, daß  
 „ich alle arten von verse machte und eine menge  
 „von regeln beobachtete, eh ich den mindesten ge-  
 „lehrten begriff von *Prosodie*, *Rhythmus*, *poeti-*  
 „*schem Numerus*, *nachahmender Harmonie*, und  
 „dergleichen hatte. Nichts glich meiner liebe zu  
 „den Dichtern als die leichtigkeit womit ich sie ver-  
 „stand, das interesse, das sie mir einflößten, und  
 „die beynahe ekstatische entzückung in welcher  
 „ich stundenlang im genuss einer vorzüglich schön-  
 „en stelle, und in den *visionen*, die dadurch in  
 „meiner seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber  
 „meinem *VIRGIL*, *HALLER*, *MILTON*, und *KLOP-*



„STOKS ersten fünf gefängen, vergafs ich essen  
 „und trinken, spiel, schlaf, mich selbst und die  
 „ganze welt. — Ich erfuhr zwar, von früher jugend  
 „an, von seiten derer, denen meine erziehung von  
 „natürlicher oder bezahlter pflicht wegen oblag,  
 „den nehmlichen widerstand; womit *Ovid*, *Ariost*,  
 „*Tasso*, *Marino*, und soviele andre berühmte Dich-  
 „ter, zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur  
 „siegte, und der Genius oder Kobolt (wie sie ihn  
 „lieber nennen wollen) der mich besafs, wollte sich  
 „weder in gutem noch bösem austreiben lassen.  
 „Wenn ich auch keine verse machte, meine *musen-*  
 „*feindlichen* aufseher hatten damit wenig gewon-  
 „nen. Alle Idéen und kentnisse, womit sie meine  
 „sele vollzustopfen beflissen waren, fielen entweder  
 „wieder durch, oder verwandelten sich in poeti-  
 „schen stopf. Was ich nur trieb, Metaphysik, Mo-  
 „ral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde  
 „in mir zu Epopêe und Drama; und während uns  
 „der lehrer mit der mine eines Mystagogen die Leib-  
 „nitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich  
 „in meiner transcendentalischen einbildungskraft der



„plan eines gedichts über den urprung der Venus  
 „aus dem Méerschaum; oder ich liefs die bildsäule  
 „Pygmalions sich vor meinen augen beleben, oder  
 „erklärte mir, wie das grofse prinzipium der or-  
 „phischen Kosmogonie, die LIEBE, gleich der Leyer  
 „Amphions, durch ihre anziehungskraft die ele-  
 „mente in eine welt habe zusammenfügen kön-  
 „nen —“.

Was kann ich ihnen, mein Lieber, gegen *that-*  
*sachen* von dieser stärke einwenden? — Ich glaube  
 meine eigne geschichte zu hören. Alles dies war,  
 von wort zu worte, vor 35 jahren, mein eigener fall;  
 und wenn ich sie, nach so deutlichen fingerzeigen  
 der Natur, gleichwohl noch am diessseitigen ufer  
 des gefährlichen *Rubicons* aufhalten möchte: so ha-  
 be ich wenigstens ganz andre ursachen dazu, als  
 misstrauen in ihre anlage und fähigkeiten.

Schon die ersten blumen des fruchtbaren bo-  
 dens, der ihnen zu theil worden ist, so bescheiden  
 sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn,  
 mir von ihnen die schönsten hofnungen zu machen;

und



und um so gewissere, eben darum weil sie, bey einem so entschiedenen Naturberuf, und bey so vielen vorübungen und studien von mehrern jahren, noch immer so wenig mit ihren eignen produkten zufrieden sind, und durch einen beyfall, den sie zu verdienen sich nicht hereden können, beynahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten tadel. Ich kenne kein entscheidendes merkmal eines *wahren talents* als diese schwierigkeit sich selbst ein genüge zu thun; dieses unermüdete höherstreben; diese unaffectierte verachtung dessen, was man schon ist, gegen das was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine gefühl für die schönheiten in den werken anderer, und für die mängel in seinen eigenen: — eigenschaften, die ich so oft an ihnen wahrzunehmen gelegenheit habe, und die bey jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen sie mich immer an soviel sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohlbegründete überzeugung, dafs, MUTTER NATUR wirklich



die absicht hatte einen Dichter aus ihnen zu machen, und daß sie, wenn sie sich ihrem hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andre lebensarten verlohren seyn werden, gerade dies ist, was mich für sie zittern macht. Unglücklicher weise hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen großen punct gedacht, daß PLUTUS zu ihrem plan hätte beygezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von blumendüften leben können; und daß gerade der mann, dem alle Elementargeister zu gebote stehen, und dem es nur einen federzug kostet, um die herrlichste zaubertafel aus der erde hervorsteigen zu lassen, unter allen menschen in der welt dem hungersterben am nächsten ist, wenn nicht zufälliger weise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Mufen — und er selbst.

Ein anders wäre, wenn sie die miene hätten dem weisen Rathe zu folgen, den Hr. Klinggut seinem freunde



freunde giebt (\*), die Poeterey (mit der es, wie er meynt, doch immer in allem betracht eine unsichre sache ist) bloß als nebenwerk neben einem einträglichen amte, oder einer andern ehrbaren, gelehrten oder bürgerlichen, nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, sagt Hr. Klinggut, ein schöner tag in deinen garten,

*Dein Kaffe und die vügel warten*

*Nebst deinen blumen schon auf dich:*

*Du wirst entzückt, du freust dich inniglich,*

*Du kennst schon die Natur und sie kennt dich,*

*Und eh du's merkst, macht sie dich selbst zum*

*Dichter.*

*Ruft dann die Kurie als Richter,*

*Dein amt, dein haus, dein freund, nichts auf  
der welt, dich ab:*

*So eil und lauf in vollem trab,*

*Hol dir ein blat papier und schreibe,*

*Von keinem bessern zeitvertreibe*

*Gereizt, den ganzen langen tag,*

*Und schiks nach Dessau in verlag.*

U 3

Das

(\*) S. dessen Episteln. Erster Heft. S. 22. u. f.



Das ist doch eine art sich mit der Natur und den Musen auf einen fufs zu setzen, wobey man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die verse, die man so nach Dessau in verlag schickt, sind dann freilich auch darnach; und man mufs gestehen, daß *die Dichter vom engern ausschusse* sich gewöhnlich ganz anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann verse macht, wenn er sonst auf der gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlohrnen stunden mit mahlerei abgeben wollte, ein Raffael Mengs seyn würde.

Was ich ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahret mich, ihr Grazien, daß ich die herren, die ihre verlohrnen stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, *sie*, mein junger freund, sind, zu ihrem glük oder unglük, keiner von dieser Categorie. *Ihre* liebe zur Muse ist eine ernsthafte leidenschaft, die das schiksal ihres lebens entscheiden wird.



Sie werden überall, in allen vorfallenheiten, verhältnissen, geschäften, händeln, leiden und freuden ihres erde-wallens, DICHTER seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein DICHTER denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn sie auch zehn jahre hintereinander keinen einzigen vers gemacht hätten, so wird doch alles, was sie in diesen zehn jahren gesehen, gehört, versucht, gethan und gelitten haben, entweder *Poesie* gewesen oder zu *Poesie* geworden seyn; und es werden am ende dieser (dem anschein nach) für die Musen verlohrnen periode ihres lebens mehr *keime* und *embryonen* von gedichten aller art in ihrer sêle liegen, als sie, wenn sie auch BODMERS oder *Nestors* jahre erreichten, nicht auszubrüten zeit haben würden.

Aber, ach! dies ist nicht allein. Sie werden auch *thorheiten* begehen, die nur ein DICHTER begehen kann — werden mit dem glücklichsten kopfe, mit dem besten herzen, alle augenblicke in einem falschen lichte vor der welt stehen; immer klagen



und vorwürfe hören, und doch immer *nur sich selbst* schaden thun; und, wie sie es auch anstellen mögen, um die welt zu überzeugen, daß sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeynendes wesen sind, doch immer als ein wunderthier angestaunt werden, in dessen art zu denken und zu seyn die leute sich nicht finden können, und in dessen verstand oder herz alle augenblicke mächtige zweifel gesetzt werden.

Alles dies, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme folgen auf das leben eines menschen, der mit dem bewunderten, verachteten, beneideten, verhassten, geschmeichelten, und fast immer schlecht-belohnten talente begabt ist, das ihm so sonderbare vorzüge vor den gewöhnlichen menschen; so viel gewalt über ihre einbildungskraft, und so unerschöpfliche mittel sich selbst zu helfen — in der feinen giebt. Das goldne ΛΑΘΕ ΒΙΩΣΑΣ,

Der unbemerkte schmale pfad durchs lebens (\*)

der

(\*) *Fallentis semita vitae*, HORAT. Ep. 18.



der ewige wunsch aller sêlen , die zum stillen genusse der Natur und zum leben mit ihren eigenen Idéen gebohren sind , wird für sie der baum des Tantalus werden. Eine verhasste Celebrität, der sie unmöglich entgehen können, wird ihre ruhe vergiften, und einen unverfieglichen schwall von tausend nichtswürdigen, aber nur desto beschwerlicheren kleinen plagen über sie ergiessen, die ihnen nicht einmal die arme täuschung übrig lassen werden, sich für das vergnügen, so sie der welt machen, wenigstens mit liebe belohut zu glauben.

Eine *Musenliebe*, wie die ihrige, endet sich gewöhnlich wie die leidenschaft eines unerfahrenen pârs von *turteltauben-sêlen*, die einander statt alles andern brautschatzes einen unermesslichen fond von zärtlichkeit zubringen, und in dem süßen wahne, daß die liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller vorkehrungen gegen die bedürfnisse des lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daß an der seite seiner Geliebten eine strohütte ein féenpalast sey; daß er, bey



den stralen aus ihren augen, keines lichts, an ihrem wärmenden busen keiner feuerung, kurz, in dem Ocean von wonne, worin seine trunkne sêle taumelt, gleich den Göttern im himmel, nichts bedürfe als — dafs *der süße wahn ewig daure!* Aber, das ist eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, dafs stunden, tage, monate, vielleicht ganze jahre, kommen werden, wo die Fantasie, ihrer zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen gefühle des gegenwärtigen preisgiebt; und dafs sie, vermöge ihrer immer täuschenden natur, die übel, die uns drücken, eben so sehr vergrößert, als sie in glücklichen stunden das angenehme unsers zustandes erhöht. Man hat nicht bedacht, dafs, wenn es auch in der natur wäre, aus dem schönen *Endymions-traume*, worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen: doch gewiss *die nüchternen leute um uns her*, aus gutem oder bösem willen, nicht ermangeln würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen streich gespielt hätten,

der



der jenem *Korinthier* von seinen anverwandten wiederfuhr, da sie ihm so lange niesewurz gaben, bis die herrlichen tragödien verschwanden, die er auf der lëren schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine besorgnisse bey dem lebenswege, den sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer DICHTER — (so selten auch, nach versicherung des vorbelobten herrn Klinggut, die Luisd'or und — die zuckermandeln bey ihm sind (\*)) — befindet sich doch ungefähr in eben der lage gegen die welt, worin sich ein besitzer des *steins der weisen* befinden würde. Beyde könnten vielleicht,

je-

(\*) Und seine Luisd'or? Da stehts nun auch so so!  
 Mit groschen hört man bey der wasserflasche  
 Wohl einen Dichter in der tische  
 Noch klimpern, wenn er eben froh  
 Sein schweißgeld zählt; doch Gold — ho! ho!  
 Ein Bömisch dorf! — Nein, Gold und Zucker-  
 mandeln,

Konfekte, Wein und Ordensband  
 Sind unser einem nur dem namen nach bekannt.  
*Episteln. S. 21.*



jener mit seinem *talisman* im kopf und herzen, und dieser mit seinem *pulver* in der *tasche*, glücklich seyn: wenn nur eine möglichkeit wäre, ihr geheimnis vor der ganzen welt zu *verbergen*. Aber da dies nicht wohl angeht: so mögen sich beyde darauf verlassen, daß man mittel genug finden wird, sie für den vortheil, den sie vor andern wackern leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das glück ihres künftigen lebens fürchte, so sind die *Louisd'or* und die *Zuckermandeln* wohl das wenigste was mir im sinne liegt. Der leztern, mit allem zubehör von confecten und weinen (die ordensbänder etwa ausgenommen) werden sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu soviel gold, als ein Dichter braucht, der eben keine ansprüche an eine *Villa* — wie *BOILEAU'S* und *POPE'S*, oder gar an ein *Ferney* macht, wird wohl auch noch rath werden. *HORAZ* speiste, so oft er wollte, an den tafeln der grossen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen hause

Mä-



*Mäcens*, oder in seiner herrlichen *Villa zu Tioli*, hatte sein eigenes kleines *Sabinum* — kannte bey- nahe keine andre plagen, als die er, durch das un- glück, Rom's erster Lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publico, und von seiner celebri- tät zu leiden hatte: und fand sich doch öfters so da- von zusammengedrückt, daß ihm, bey aller seiner liebe zu den Mufen, in der ungedult die lästerung entfuhr: der hencker sollte ihn holen, wenn er sei- ne zeit nicht lieber verschlafen als verse machen wollte.

Lesen sie, was dieser lebenswürdige Dichter, — der ein eben so feiner weltmann als ein mann von Genie und auserlesenen kenntnissen war — an vielen stellen seiner briefe, besonders im *neunzehn- ten*, an *Mäcen*, und im *zweyten* an *Julius Florus*, von den ungemächlichkeiten und drangsalen des poetischen berufs sagt; und lesen sie, wenn sie wol- len, auch die zusätze seines neuesten commentators, der seinen autor (aus dem sehr simpeln grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) an- schau-



schaulicher und inniger als viele andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein schiksal erfüllen muß, wenigstens gut, wenn man weiß, wessen man sich zu versehen, und wieviel oder wenig man auf die einnahmen, die man für *die sichersten* hielt, rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen *lüsterscheinungen*, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevollen laufbahn beginnt, deren ziel unter tausend mitlaufenden nur so wenige erreichen, ist vielleicht die *süßeste* — der wahn: daß etwas mehr als beyfall, mehr als das eitle *digito monstrari et dicier*, HIC EST, daß die *Liebe der Nation*, für die er arbeitet, der preis seiner unermüdeten bestrebungen seyn werde. Schmeicheln sie sich nicht mit einer so eiteln hoffnung, mein Freund! Das höchste, worauf sie zählen können, sind *augenblicke von gunst*, kurze *aufbräufungen*, von dem vergnügen, so sie uns in diesen augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man sie *durch die gefälligkeit*, sich von ihnen *vergnügen*



gnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem momente an, da wir wahrnehmen, oder uns auch nur einbilden, daß sie nach unserm beyfall ringen, betrachten wir sie mit eben den augen, womit wir alle andre *prätendenten an virtuosität* in den ergötzensden künsten sehen; und sie stehen, (es mag ihnen nun gefallen oder nicht) mit *taschenspielern, lustspringern und baladins* in Einer linie. Alle ihre anstrengungen, einen hohen grad von vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als *schuldigkeit* an; und wehe ihnen, wenn sie nicht immer sich selbst übertreffen, oder sich jemals für erlaubt halten, auf ihren lorbêrn einzuschlummern!

Sie werden diesen gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe ihnen noch nicht das ärgste gesagt. Ihre lage gegen das publicum als *Dichter* ist weit weniger vortheilhaft, als wenn sie die ehre hätten ein großer *Cadenzenmacher*, oder — der parisische *Grand-Diable* zu seyn. In diesen künsten hat ungefehr jedermann einen maßstab,



itab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene wunderdinge zu leisten. Aber in der *Musenkunst* ist's gerade das widerspiel. Unter tausend lesern hat kaum einer einen deutlichen und bestimmten begriff von den *schwierigkeiten* und von dem *höchsten der kunst*. Die leser oder zuhörer fühlen wohl, ob man sie intereffert oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachlässig gearbeitetes werk, eben sowohl als ein meisterstück, etwas intereffantes haben kann: so können sie sich darauf gefaßt machen, dafs, sobald ihr werk aufgehört hat eine *neß - neuigkeit* zu seyn, der erste beste Roman, der etwas *neues* ist, ein wenig witz, hier oder da eine überraschende situation, eine rührende stelle oder ein schlüpfriges gemähde hat, sich der aufmerksamkeit der lesenden welt bemächtigen, und ihre arbeit, hätten ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die seite drängen wird. Hoffen sie nicht durch irgend eine anstrengung, irgend eine idealische vollkommenheit, zu der sie mit allen

kräf-



kräften ihres geistes emporstreben, endlich einmal zu erhalten, was sie, nach *ihren* begriffen von der kunst, und im lebendigen bewustseyn dessen was sie geleistet haben, für blofse *gerechtigkeit* ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man ihnen gerechtigkeit versagen *will*, sondern weil man keinen begriff von allem dem hat, was man wissen müfste, um sie ihnen wiederfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches werk, neben allen andern wesentlichen eigenschaften eines guten gedichtes, das ist was HORAZ *totum teres atque rotundum* nennt; wenn es bey der feinsten *politur* die grazie der höchsten *leichtigkeit* hat; wenn die sprache immer rein, der ausdruk immer angemessen, der rhythmus immer musik ist, der reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen ort gestellt hat; wenn alles wie mit *Einem* guß gegossen, oder mit *Einem* hauch geblasen dasteht, und nirgends einige spur von mühe und arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein



talent seyn mag, unendliche mühe gekostet hat. Die Natur der sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner europäischen sprache schwerer ist schöne verse zu machen als in der unftigen, so muß auch der fleiß und die anstrengung, um es in einer solchen sprache zu diesem grade von vollendung zu bringen, verhältnißmässig desto größer seyn.

Aber bilden sie sich ja nicht ein, wofern ihnen jemals ein werk dieser art gelingt, daß ihnen die leser für das was sie *mehr* geleistet haben als man von ihnen *forderte*, den mindesten dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche erfahrung lehrt) auch mit wenigerm vorlieb genommen. Ja, was das schlimmste ist, gerade diese leichtigkeit, diese glätte und rundung, die ihnen soviel gekostet, und die der einzelne und feltne *kenner*, mit aller gebührenden kälte, anerkennt, wird ihrem werke bey dem grofsen haufen — *schaden thun*. — „Es kostet ihnen wohl nicht die geringste mühe solche verse zu machen?“ — wird das compliment seyn, das ihnen

nen



nen überall entgegenschallen wird; und da die menschen gewohnt sind, ein kunst-werk nach der *in die augen fallenden* schwierigkeit, es hervorzu- bringen, zu schätzen: so wird auf das ihrige, gerade um dessentwillen, weswegen sie sich selbst am meisten glück wünschten, eine art von *verachtung* fallen. Man wird es vielleicht mit mehr vergnügen lesen; als manche andre fruchte des nehmlichen jahrganges. Aber, weil man glaubt; dafs ihnen nichts leichter sey als solche dinge zu machen: so werden sie kaum mit einem fertig seyn, da man ihnen, als ob sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn sie so ungefällig, oder träg, oder unfruchtbar sind, die erwartung ihrer gönner nicht aufs baldeste zu erfüllen: so wird bald eine neue fabrikwäre, worin's irgend was zu lachen oder zu weinen giebt, sich der aufmerksamkeit der müßigen welt bemächtigen; und das werk, worin sich ihre ganze sêle abgedruckt hat, das werk ihrer liebe, ihrer nachtwachen, wobey sie allen ihren kräften aufgebotten, woran sie alle ihre talente, alle ihre kentniß der



geheimnisse der kunst verschwendet hatten, wird — mit den erdschwämmen, die in einer nacht hervorstechen, vermengt, — in einen winkel geworfen, und in kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dies, mein freund, ist etwas so natürliches, so alltägliches, ist, aus einerley ursachen, von jeher bey allen nationen, wenigstens in einem gewissen zeitpunct, etwas so allgemeines gewesen, dafs es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber *angenehm* ist's freilich nicht, von erfahrungen dieser art überrascht zu werden; und in den momenten, worin ihnen dies begegnen wird, werden sie mehr als einmal versucht seyn, das glück eines jeden ehrlichen *Böotiers* zu beneiden, der, gerade mit so viel menschenverstand als er ins haus gebraucht, sein brod im schweisse seines angesichts ißt, und für den mangel des zweydeutigen vorzugs — dafs zehntausend menschen, die er nie gesehen hat, seinen namen nennen, und sich anmassen über ihn und seinen werth oder unwerth abzu-

spre-



sprechen — durch den genuss eines *unbekannt* aber *ruhig* den strom der welt hinabgleitenden lebens, reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich ihnen alle arten von verdruss und ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der *Aganippe*, die für sie der gefährliche Rubicon ist, auf sie warten. Ich zweifle nicht, dass ich ihnen mit einem guten theile davon nichts sagen würde, als was sie schon wissen. Aber vergessen sie nicht, auch die ganze *zarte empfindlichkeit* und *reizbarkeit* einer poetischen *Organisation* mit dabey in anschlag zu bringen. Tausend dinge die ihr leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, kleinigkeiten: aber für den nervenbau, für die einbildung, für das herz eines DICTERS werden es schwere leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches urtheil, ein einziger dummer blik eines zuhörers, bey einer stelle die ihm einen elektrischen schlag hätte geben sollen, oder die frage, was meynen sie damit? bey einer feinen *Ironie* — wird sie gegen den beyfall

X 3

von



von tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen *Citation* willen, wie sie eine ganz jungfräuliche stanze eines gedichtes das sie lieben, in einem buche wo sie es gewiss nicht erwarteten, und von einem *harmlosen Philosophen*, der den Dichter *ehren* wollte, citiert oder vielmehr *stupriert* gesehen haben, werden sie wünschen, ihr bestes werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den bezeugungen, die sie von autoren, kunstverwandten, kennern, kunstrichtern, recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an ihnen irre, in absicht aller dieser herren, *Horazens Methode* (\*) einschlagen: erwarten sie also auch Horazens schiksal, d. i. *ingeheim* mit vergnügen gelesen, *ins angesicht* mit lob überschüttet, und *öffentlich*, bey jeder gelegenheit, mit kritischem nachselzücken oder,

(\*) *Non ego ventosae plebis suffragia venor &c.*  
*Non ego nobilium scriptorum auditor et ultor*  
*Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor.*  
*Epist. 19.*



oder, wenns am besten geht, mit stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner foldat, der blofs durch talente und verdienfte bis zum feldmarschall emporstiege, wäre eine grofse feltenheit: aber ein fchriftsteller, der, ohne von einer *Clique* zu feyn, ohne fchüler gemacht, ohne feinen ruhm den dermaligen Potentaten in der gelehrten republik zu lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende fchriftstellerchen in seine *Clientel* genommen, und fich in ihnen einen rüftigen anhang gemacht zu haben, der immer bereit ist, auf jeden, der fich des Patrons ungnade zugezogen hat, mit faust und ferse loszuschlagen — ein autor, sage ich, der ohne alle diese hülfsmittel und (was ich nicht vergessen mufs) ohne von der *Aegide* der goldnen mittelmäfsigkeit bedekt zu feyn, blofs durch eigenes verdienst, zum ruhigen besiz eines unangefochtnen eigenthums von ruhm und ansehen unter seinen zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel gröfsre feltenheit. Es tragen sich wohl zuweilen seltsame dinge in der welt zu, und einer gewinnt ja wohl



das groſſe loos: aber wer kann rechnen, daſs ER dieſer *Eine* ſeyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter, entſchiedner ruhm, und die damit verbundenen vortheile das ziel ſind wornach ſie lauffen: ſo machen ſie ſich in zeiten gefaſt, alle nur erſinnlichen hinderniſſe in ihrem wege zu finden; und am ende doch vielleicht zu ſehen, wie ihnen leute zuvorkommen, die, anſtatt in der vorgeſtekten bahn zu lauffen, quêrfeld über die ſchranken wegſetzen, und durch eine glükliche verwegenheit den preis an ſich reiſſen, den ſie in einem ordentlichen wettlauffe nicht erhalten hätten. „Zum lauffen hilft nicht „ſchnell ſeyn, ſagt SALOMO, und daſs einer ange- „nehm ſey, dazu hilft nicht daſs er ein ding wohl „könne; ſondern alles liegt an der zeit und am „glücke.“

Sie wiſſen, mein Lieber, aus wie vielen urſachen ich den lebhaftesten antheil an ihnen nehme. Ich ſehe ſie auf einem wege, der ſie wahrſcheinlicherweiſe — nicht zum Tempel des Glüks, führen wird



wird; und doch habe ich nicht das herz sie zurückzuhalten. *Ich* selbst liebe die kunst, welcher sie sich mit einer so entschiednen fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als dafs ich, ohne eine art von innerlicher bestrafung, wünschen könnte, sie von ihr abzuichrecken. Und wie sollte ich die antwort nicht voraussehen, mit der sie alles was ich ihrem entschluß entgegen setzen könnte, auf einmal zu boden werfen werden? Auch ist meine absicht nicht, sie *abzuschrecken*; ich möchte sie nur nöthigen, ehe sie ihre partey auf immer nehmen, auch die fährlichkeiten und unlusten des weges, der ihnen so reizend vorkommt, in betrachtung zu ziehen.

Zu HORAZENS zeiten war die Poesie, *zufälligerweise*, der weg eine art von glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum verse machen.

*Ibit eò quo vis qui zonam perdidit —*

Bey uns, fürchte ich, ist's just umgekehrt; der schmale pfad über den *Helikon* ist, ordentlicher weise, der gerade weg in die arme der lumpich-



ten Göttin, welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben sie eine glücklichere zeit für die teutschen Mäsen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der nachruhm bestimmt, den *der GROSSE KÖNIG* verschmähte: der, nachdem er in vierzig mit jedem andern ruhme beladnen jahren *nichts für unsre Litteratur gethan hatte*, sich endlich an dem verdienste begnügte, *uns die dürftigkeit und mangel derselben öffentlich vorzurücken*. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch alle diese hoffnungsvollen *vielleicht* sehr ungewiss, und in der that weit unwahrscheinlicher sind als izt manche sich träumen lassen: so stellen sie sich lieber *das Aergste* vor; und da sie ohnehin keine grose anlage zur *philosophie des ARISTIPPUS* haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabey zu gewinnen wäre, viel weyhrauch an *die Götter der erde*, oder diejenigen, die ihre gnaden austheilen, zu verschwenden: so untersuchen sie sich selbst genau, ob sie, *im schöße ihrer lieben Muse*, allenfalls auch bey einer mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser GLÜKLICH seyn können?

Und



Und wenn sie denn, mein freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind, es darauf ankommen zu lassen: so versprechen sie mir mit mund und hand — weil ich ihnen doch das schlimmste was begegnen kann vorausgesagt habe — niemals in ihrem leben, wie es ihnen auch ergehen mag, sich über *den neid ihrer nebenbuler und zunftgenossen*, über *die gleichgültigkeit der Großen*, und über *den undank des Publicums* zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, *daß die dinge sind, wie sie immer gewesen sind*; und dafs die welt, anstatt sich um unser liebes kleines selbst herumzudrehen, in ihrem ewigen fortschwung, *uns*, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die menschen um uns her, vom grössten bis zum kleinsten, haben soviel mit sich selbst und ihrer eignen noth, soviel mit ihren eignen planen, bedürfnissen, leidenschaften, und momentanen einge-  
gebungen des guten und bösen Dämons, den jeder  
gern



gern oder ungern auf den schultern tragen muß, zu thun: daß es kein wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unfrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen sie einem menschen aus einer *noth*, oder machen sie ihm *vergnügen* — WANN, wo und WIE er *bedarf*, und er wird ihnen in diesem augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fodern, daß er uns auch für *ungebetene* und *unbrauchbare* dienste dank wisse, oder, wenn wir ihm zur unzeit die ohren voll gesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern menschen, mitten im gedränge ihrer verhältnisse, geschäfte, sorgen, zerstreungen, ergötzlichkeiten, die kunst die *wir* treiben, die gegenstände wovon *unsre* sêle voll ist, das werk womit *wir* uns beschäftigt haben, und womit *sie* vielleicht auf der Gottes welt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billiger weise verlangen, daß sie ein eben so geübtes ohr für die musik unsrer verse haben, die feinnern schönheiten eines poetischen gemähldes eben



so genau bemerken, eben so hoch in anschlag bringen sollen, als ob sie viele jahre lang ein besonderes studium von solchen dingen gemacht hätten? — Die Natur der sache bringt es mit sich, daß für den bloßen liebhaber, in werken des witzes, des geschmacks und der kunst, immer viel verlohren geht. Aber darum ist doch das *Publicum* weder ungerecht gegen vorzügliche schriftsteller, noch ohne gefühl für den werth der meisterstücke der Musenkunst. Sehen sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Producte, *sine pondere et arte*, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden? Die lesende welt will auf allerley art ergötzt und unterhalten seyn; und sie liebt die manichfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar seyn müßte, dem es nicht glücken sollte, bemerkt und, wenigstens eine zeitlang, aus dem gedränge der täglich zunehmenden mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten gattung, die kaum etwas anders Poetisches hat als die lebhaftigkeit des ausdrucks und den reim, ist witz, oder laune, oder glück



glückliche ejaculation eines momentanen gefühls  
 genug, einen verfaßler der Nation lieb und schätz-  
 bar zu machen. Lassen sie es also nur nicht an  
 sich selbst fehlen, mein junger freund! *Verdienen*  
 sie den öffentlichen beifall, er wird ihnen nicht  
 versagt werden. Spannen sie alle ihre segel auf,  
 erheben sie sich über die menge, und bereichern  
 sie, unzufrieden mit einem gemeinen preise, unsere  
 Litteratur durch werke, die, anstatt nur auf einen  
 augenblick zu ergötzen, sich der ganzen seele des  
 lesers bemächtigen, alle organen seiner empfindung  
 ins spiel setzen, seine einbildungskraft erwärmen,  
 bezaubern, und in ununterbrochener täuschung er-  
 halten, seinem geiste nahrung, und seinem herzen  
 den so süßen genuss seiner besten gefühle, sei-  
 nes moralischen sinnes, seiner theilnehmung an  
 andrer leiden und freuden, seiner bewundrung  
 für alles was edel, schön und groß in der mensch-  
 heit ist, gewähren — und verlassen sie sich darauf,  
 das Publikum wird ihnen soviel dank dafür wissen,  
 als sie *billigerweise* nur immer verlangen können.



Ich setze diese clausel hinzu, weil es unsinn wäre, von den menschen mehr zu erwarten als sie zu geben haben. Und mit welchem rechte wollten *die schriftsteller allein* von ihrer Nation mehr gerechtigkeit, mehr dankbarkeit, mehr gleichheit und beständigkeit fodern, als irgend ein anderer mann von verdienste, in welcher categorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine abschweifung für nöthig gehalten, damit sie das, was ich ihnen von den mancherley unannehmlichkeiten des poetischen lebens bloß als *thatfache* gesagt, nicht für klage- lieder aufnehmen, die mir das gefühl oder andern eignen erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen lebensarten und umständen ist das menschliche leben mit mancherley wirklichen, eingebildeten, natürlichen, und selbstgemachten plagen umfungen; und im augenblicke der überraschung kann uns oft auch ein kleiner schmerz einen lauten schrey abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträg-



erträgliche übel sich ungebehrdig stellen? *Quisque suos patimur manes* — Indessen bedurfte es keiner rücksicht auf die *meinigen*, um ihnen von *allgemeinen erfahrungen* zu sprechen, die in allen zeiten und bey allen völkern, wo Litteratur blühte, stattgefunden haben. Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen, daß ich mit meinem löse in jeder betrachtung zufrieden bin. Von meiner jugend an habe ich die kunst mehr geliebt, als was man ruhm und glük nennt; und immer ist mir die *unverfälschte* empfindung einzelner edler felen, der *unerwartete* gutherzige dank irgend eines wackern biedermanns, der keine nebenabsichten dabey haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige beypfall des kalten kenners, oder das laute zuklatschen der menge, — wiewohl es mir in einem lauffe von mehr als dreißig jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein verdienst beylegen, an das ich keinen anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, ~~indem~~ ich den größten theil meines lebens im

dien-



dienste der Mufen zugebracht, mehr *für mich selbst* als *für andere* gethan habe; und dafs es die reinste wahrheit war, und vermuthlich bis an mein ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn jahren (zu einer zeit, da ich am äuffersten ende des südlichen Teutschlandes in gänzlicher abgeschiedenheit vom teutschen Parnafs, und ohne alle litterarische verbindung lebte) aus voller empfindung zu meiner Muse sagte:

*Gefällst du nicht, stimmt welt und kenner ein  
Dich deines diensts zu überheben,*

*So mag dein trost in diesem unfall seyn,*

*Daß du, bey süßer müh, mir viele lust gegeben:*

*Du machst, o Muse, doch das glück von meinem leben,*

*Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.*

Ich müßte mich sehr irren, wenn diese gesinnung nicht im fortgang ihres lebens auch die



ihre feyn sollte; und so bleibt mir (was für wege auch übrigens das schiksal mit ihnen gehen mag) doch immer der trost: daß eine quelle von glückseligkeit *in ihrem Innern* springt, die ihnen jeden kummer des lebens verflüßet, den genuss seiner besten freuden verdoppelt, und, auch, wenn sie zu versiegen anfängt, zum lab-sal in den tagen die uns nicht gefallen, wenigstens noch einzelne Nektartropfen für sie übrig haben wird.







## IX.

# URSPRUNG

## DER

## GUTEN UND SCHLECHTEN DICHTER

NACH DER ALTEN NORDISCHEN MYTHO-

LOGIE. (\*)

---

Die Götter im Asgard (\*\*) hatten einstmals län-  
ge weile. Da fiel ihnen ein, sie wollten mit ein-  
ander einen Menschen machen. Der neue mensch  
erhielt den namen Kwaser, und hatte so viel ver-  
stand,

(\*) aus Mallets Monumens de la Mythologie des  
Celtes.

(\*\*) dem Olymp (der nordischen Götter.



stand, daß man ihm keine frage vorlegen konnte, auf die er nicht sogleich die rechte antwort gehabt hätte. Er zog auf der ganzen erde umher, die menschen weisheit zu lehren, und sein ruhm wurde sehr groß. Dies verdross gewisse neidische leute; flugs bestellten sie ein pár *Zwerge*, die ihn verrätherischer weise ermordeten. Die *Zwerge* faßten sein blut in ein gefäß auf, vermischstens mit honig, und machten ein getränke daraus, das alle und jede, die davon trinken, zu Dichtern macht.

Wie nun die Götter ihren sohn *Kwaser* nicht mehr fahen, fragten sie bey den *Zwergen* nach, wo er geblieben wäre. Die *Zwerge*, um sich so gut sie konnten aus dem handel zu ziehen, antworteten: *Kwaser* wäre an seiner eignen weisheit erstikt, weil niemand im stande gewesen sey ihm oft genug durch kluge fragen luft zu verschaffen. Damit mußten sich die Götter vor der hand beruhigen.

Einige zeit darauf zogen sich die *Zwerge* den unwillen des Riesen *Suttung* zu, und kamen dadurch



durch in so grofse noth, dafs sie sich nicht anders zu helfen wufsten, als dem Riesen das herrliche getränke, das sie aus *Kwafers* blute bereitet hatten, für ihre befreitung anzubieten. Der riese liefs sichs gefallen, empfing das gefäfse mit besagten getränke, und gab's seiner tochter *Gunlöde* in verwahrung.

Die Götter, welche wind von der sache bekommen hatten, wünschten sehr diesen schatz in ihre gewalt zu bekommen: es war aber keine so leichte sache: denn die Riesin *Gunlöde* wohnte mitten in einem felsen, der ringsum ohne öffnung war. Die frage war, wie man da hineinkommen sollte. *Vater Odin* nahm es auf sich, das abenteuer zu bestehen. Er zog aus, und kam auf eine grofse wiese, wo er neun tagelöhner sah, die im mähen begriffen waren. *Odin* fand ein mittel, die bursche auf eine listige art dahin zu bringen, dafs sie einander mit ihren eignen sicheln in stücke zerschnitten. Nun veränderte der Gott seine gestalt, nahm den namen *Bolwerk* an, und kam zu dem Riesen



*Bauge*, Suttungs bruder, den er sehr betrübt über den tod seiner neun Mäder antraf. *Bolwerk* sagte ihm: er wolle ihre stelle vertreten, und mit aller ihrer arbeit in kurzer zeit fertig werden, wenn *Bauge* seinen bruder *Suttung* dahin vermögen wollte, ihn nur einen einzigen schluk von seiner Pöten - latwerge thun zu lassen. Sie wurden des handels eins; *Bolwerk* mähte den ganzen sommer durch, und wie der winter kam, wollte er seinen lohn haben. *Bauge* versprach sein bestes zu thun; sie giengen mit einander hin zu *Suttung*; aber dieser erklärte ihnen rundheraus, daß sie keinen tropfen von seinem nektar zu kosten kriegen sollten, und so mußten sie unverrichteter dingen abziehen.

Wenn du mir helfen willst, sagte der verkappte *Bolwerk* zu *Baugen*, so will ich wohl durch list erhalten, was wir nicht erbitten konnten. Sogleich bracht' er einen bohrer hervor, mit welchem *Bauge* ein loch in den felsen bohrte, wo der schatz verwahrt ward. *Bolwerk* kroch in gestalt eines wurms zum loch hinein; aber kaum war er in der

hö.



hölle, so nahm er seine eigne gestalt wieder an; und in dieser wußt' er sich bey *Gunlöden* so wohl einzuschmeicheln, daß sie ihm endlich verstattete drey züge von dem wundertranke zu thun, der ihrer huth anvertraut war. Allein, wie *Odin* einmal angefetzt hatte, zog er so tüchtig, daß mit dem dritten zug das ganze gefäß rein ausgeleert war. Alsbald nahm er die gestalt eines adlers an, und flog was er konnte in den *Asgard* zurücke, um den schatz, den er in seinem magen trug, je bald' er je lieber in sicherheit zu bringen. Aber *Suttung*, der ein Zauberer war, hatte den poffen gemerkt, eilte ihm, ebenfalls in adlersgestalt, nach, und erreichte ihn beynahe, da er nicht mehr weit von der pforte des *Asgards* war. Die Götter, welche merkten, daß *Odin*, wegen der schwere des bey sich tragenden getränks, nicht schnell genug fliegen konnte um dem nachjagenden *Suttung* zu entrinnen, setzten ihm flugs sovieler gefäße unter, als sie in der eile finden konnten. *Odin* fand diese vorsicht so wenig überflüssig, daß er augenblicklich den ganzen vorrath, den er im leibe hatte, von sich



gab, und damit alle gefäße anfüllte. Grofse freude unter den Göttern! Aber wie man die fache näher befah, wurde man gewahr, daß er nur einen theil der mixtur, rein und unverdorben, *durch den schnabel* von sich gegeben hatte. Die wenigen damit angefüllten gefäße wurden fogleich aufgehoben; und aus diesen erlaubt *Odin*, aber felten, den *Barden* zu trinken, die er mit dem *wahren Dichtergeift* erfüllen will. Eine weit gröfsere portion hatte der göttliche adler, mit einem guten theile ungleichartiger materie verfezt, *durch eine andre öfnung* von sich gegeben. Die damit angefüllten gefäße gab er den *Dichterlingen* und *Leyermännern* preis. Die preffe war stark um die gefäße her, und ift es noch; *daher* (fagt die *EDDA*) *die afscheuliche menge von elenden verfemachern und elenden verfen!* In erwägung der quelle, aus der fie geflossen find, können fie nicht better feyn!







## X.

# CHRISTINE VON PISAN

---

**D**as andenken dieser im 14ten und 15ten jahrhundert so berühmten frau verdient vor tausend andern, die in der geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren charakter, ihre schiksale und den einfluss ihres geistes auf ihre zeit, noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönliche eigenschaften und ihre werke für ihre zeitgenossen war.

Sie erblickte das licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr vater, THOMAS PISANI, oder *von Pisan* (wie ihn die Franzosen nennen) ein Bolognesischer Edelmann, war was man damals einen *Mathematicus*



hieſs. Das fach worinn ſeine eigentliche ſtärke lag, war die *Aſtrologie*. Dieſe auf willkührliche beziehungen und luſtige vorausſetzungen gebaute wiſſenſchaft ſtand in dieſem jahrhundert, und noch in den beyden folgenden, in hohem anſehen. Man dachte ſich unter einem Aſtrologen einen mann der den gipfel der menſchlichen erkenntnis erſtiegen habe; der die einflüſſe der geſtirne nicht nur kenne, ſondern fogar in ſeiner gewalt habe; der mit eben ſo viel gewisheit im innerſten der herzen wie in der zukunſt leſe, und mittel beſitze, ſich die Geiſter der hölle ſelbſt dienſtbar zu machen. Denn, wiewohl man einen unterſchied zwiſchen einem Aſtrologen und einem zauberer machte; ſo vermiſchten ſich doch meißtens dieſe beyden begriffe in der einbildung des volks, und die Großen waren über dieſen punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine mann. Sie ſuchten einen vorzug darin, ſolche wundermänner an ihren höfen zu haben (\*), und,

(\*) Vielleicht iſt der hauptgrund, warum die *Aſtrologie* im 14ten und 15ten jahrhundert bey den



und, wiewohl sie eben nicht dafür angesehen seyn wollten, als ob sie alles glaubten: so giengs ihnen doch wie vielen, die aus eitelkeit sich die mine ge-

den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer politik als in ihrem aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damals fast alle noch auf sehr schwankenden thronen; ihre vorrechte waren groß, aber ihre macht klein; sie konnten wenig ohne den guten willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger lust hatten so theuer zu erkauffen wie ihre vorfahren gethan hatten. Bey den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen bestrebungen, das königliche ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle mittel gut, die etwas zu diesem zwecke beytragen konnten; und stützen, welche die heutige stadt-kunst verachtet, weiß sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damals nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine volk glaubte an Magie und Sterndeuterey. Die Könige eiferten also in die wetten, wer den größten Astrologen an seinem hofe hätte; weil ihnen der beystand eines solchen mannes eine art von überlegenheit gab, die zwar bloß in der einbildung des großen hauffens lag, aber gleichwohl nebenher gute wirkung that.



geben *keine gespenster zu glauben*, aber doch für ihr leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die zauberlaterne in ihrem kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen anzahl solcher Märchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen *haubenflok*, den der mond etwa auf eine zweydeutige art beleuchtet, eben so gut entsetzen, *als — ob sie gespenster glaubten*.

Der ruf von *Thomas Pisani's* großer wissenschaft erscholl endlich in alle lande, und zwey könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, *Ludwig von Ungarn*, und *Carl der Fünfte* von *Frankreich* bewarben sich zu gleicher zeit um ihn. Carl, der sich durch seine neigung zu wissenschaften und büchern (\*), den beynamen des  
wei-

(\*) *Die Fürsten kamen in diesen zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen beynamen. Carl V. von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen charakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten regierungen, womit dieses reich jemals beglückt worden; und gleichwohl ist die frage, ob er ihn,*  
oh-



weisen erworben, erhielt den vorzug. Thomas Pisani kam an seinen hof, und gefiel dem könige so wohl, dass man ihm vorschläge that, sich mit seiner familie auf immer in Frankreich zu fixiren. Er bekam einen platz im stâtsrath, und eine pension von 100 Livres monatlich, welche nach jetzigem gel-

*ohne seine besondere liebe zu den wissenschaften, erhalten hätte. Sein vater, der könig Johann, hatte ihm ungefehr eine Bibliothek von — 20 bänden hinterlassen. Carl V. vermehrte sie mit mühe und großen kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt und mit mignaturgemälden reichlich verziert waren. Astrologische, Chiromantische Geomantische, Alchymistische und Medicinische bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Chroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liederfassmlungen, den hauptstamm davon aus. Der könig liebte diese lectüren so sehr, daß in allen seinen pallästen und lustschlössern bücher seyn mußten. Sein kammerdiener Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern BOIVINS abhandlung über die Bibliothek im Louvre etc. im 3ten theil der Mem. de l'Acad. des Belles-Lettres.*



gelde wenigstens siebenmal soviel betragen, und damals eine mächtige summe vorstellten. Die achtung, welche Carl V. für seinen *Statts- und Cabinets - Sterndeuter* trug, war so groß als sein glaube an die wissenschaft desselben. Denn, wenn anders *Christine von Pisan* in ihrer geschichte dieses königs der wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das glück seiner waffen, und die vortheilhafte wendung, welche die angelegenheiten Frankreichs unter seiner regierung bekamen, größtentheils dem rathe ihres vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierinn nicht zuviel sagt. Thomas von Pisan konnte, ungeachtet seiner astrologischen schellenkappe, in allen andern dingen ein sehr verständiger mann seyn; und ein könig - wie Carl V. war, würde gewiß nicht soviel auf ihn gehalten haben, wenn ers nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das vorurtheil für die geheime philosophie in jenen zeiten so groß, daß weder Carl von seinem freunde Tho-

mas



mas, noch Thomas von seinem eignen verstande, ohne seine stärke in der Astrologie, eine so gute meynung gehabt hätte.

So lange Carl V. lebte, befand sich die familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten umständen. *Christine*, seine tochter, wurde, wie eine dame von stände, unter den augen des königs und ihres vaters erzogen; und sobald sie das fünfzehnte jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedene Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs (\*) um ihre hand. Die wahl des vaters (*qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes mocurs avoit* (\*\*)) fiel auf einen jungen Prud' Homme aus der Picardie, namens *Stephan Dü Castel*. K. Carl richtete die hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und geheim-schreier.

(\*) So hieß man damals alles was, nach dem neuern styl, zur Noblesse de Robe gehört.

(\*\*) Der denjenigen für den würdigsten hielt, der am meisten wissenschaft und die besten sitten hätte — sind *Christinens* eigne worte.



schreiber, und beehrte ihn mit einem grade von zuneigung und vertrauen, der dieser familie die schönsten aussichten für die zukunft öffnete.

Aber diese glückliche lage verwandelte sich plötzlich durch den tod des guten königs, der im Jahr 1380 viel zu früh für das glück seines reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hiengen, erfolgte. Thomas de Pisan erfuhr das gewöhnliche schiksal der alten günstlinge unter einer neuen regierung, zumal unter einem erst eilfjährigen thronfolger. Er verlor sein ansehen mit dem größten theile seines gehalts; was man ihm noch liefs, wurde schlecht genug bezahlt; und alters- und leibeschwachheiten, durch gram und kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige jahre nach dem tode seines erhabnen wohlthäters, ebenfalls ins grab (\*). Castell, der nun das haupt der familie war,

(\*) Christine macht, in ihrer naiven altwelfschen sprache, viel rühmens von dem vortreflichen charakter ihres vaters: Fürsten und herren ehrten ihn, sagt sie, nicht nur wegen seiner wif-



erhielt durch seine kluge aufführung und den credit, den ihm seine ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten umständen. Aber auch ihn rafte im jahr 1389 ein frühzeitiger tod aus den armen einer lebenswürdigen gattin, die dadurch, mit wenig vermögen und drey unerzognen kindern, in einem alter von 25 jahren zur wittwe wurde.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die hände  
 „nicht müßig in den schôs zu stecken, sondern  
 „sie rüstig an ein werk zu legen, das mich frey-  
 „lich meine zärtliche vornehme hoferziehung nicht  
 „gelehrt hatte, nemlich selbst die führerin eines  
 „schifs zu seyn, das in einem stürmischen Mër oh-  
 „ne

wissenschaften, worin er zu seiner zeit und  
 lange zuvor nicht seinesgleichen gehabt hatte,  
 sondern vornemlich wegen seiner tugenden. Er  
 war ein ächter biedermann, edel, treu, wahr,  
 großherzig und überall untadelich; man müßte  
 ihm denn nur (sagt sie) seine allzugroße frey-  
 gebigkeit, vermöge deren er den armen nichts  
 abschlagen konnte, in rücksicht auf seine eigne  
 Familie, zum fehler anrechnen wollen.



„ne feuermann gelieben war, ich meyne, eines  
 „hülfflofen hauswesens in einem fremden freundlo-  
 „fen land' und ort. Sorgen und bekümmerniffe  
 „drangen hauffenweis' auf mich ein — und, was  
 „das gewöhnliche lös der wittwen ist, händel und  
 „processs von allen seiten; denn wer mir schuldig  
 „war, eilte was er konnte forderungen an mich  
 „zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht  
 „zuvor käme.“ Die arme frau brachte etliche jah-  
 re, in allen unruhen und beängstigungen hin, wel-  
 che die natürlichen folgen einer solchen lage sind;  
 und nachdem sie unter den händen der Justiz so  
 unbarmherzig berupft worden war, dass sie sich oft  
 kaum zu helfen wufste, trieb sie endlich die eiser-  
 ne noth eine partie zu ergreifen, an welche sie in  
 glücklichen umständen vielleicht nie gedacht hätte.  
 Sie zog sich eine zeitlang ganz aus der welt zu-  
 rück, verschloss sich in ihr cabinet, und suchte un-  
 ter den büchern, welche ihr vater und ihr mann  
 hinterlassen, die studien wieder hervor, wozu sie  
 in ihrer ersten jugend angeführt worden war. Ihre  
 neigung führte sie vornemlich zu Lectüren, wel-  
 che



che die Imagination beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte: beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin sensation machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der lebenswürdigsten und geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

*Christine* fieng auch mit Versen an. Sie war 34 bis 35 Jahre alt, als sie diese neue Profession ergriff; und ließ sich so angelegen seyn, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis „in dieses laufende 1405te Jahr, da ich noch nicht „aufhöre, fünfzehn große Bände voll geschrieben



„habe, ohne die andern kleinen *Distiés* (\*) die zusammen, ungefehr 70 bögen in folio ausmachen, wie der augenschein ausweisen kann.“ Man sieht, die wakre wohlmeynende frau that das ihrige redlich. Aber der erfolg schien anfangs ihren hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein ohr für ihre Muse hätten. Die Prinzen hatten freylich, wie man aus der geschichte weiß, gerade in diesen zeiten ganz was anders, wiewohl gewiß nichts unschuldigers, zu thun. Gleichwohl liefs sich *Christine* dadurch nicht abschrecken. Sie machte *Balladen* und *Virelays*, wie die kinder im dunkeln singen: anfangs, um ihren sorgen und dem schmerz über den verlust ihres lieben mannes einige *diversion* zu machen; hernach

zum

(\*) Sie versteht unter *Distiés* oder *Dits* die kleinern arten von leichter poesie die damals üblich waren, als da sind *Balladen*, *Lays*, *Virelays* und *Rondeaux*. Das Englische *Ditty* ist wohl das nemliche wort mit einer englischen endung.



zum zeitvertreibe, und zuletzt aus würeklicher liebhaberey.

Unter der gewaltigen menge von liedern, welche sie in wenigen jahren zusammenschrieb, waren auch viele *Dits amoureux et gays*, d. i. lieder verliebten inhalts, worinn sie sich (wie sie selbst sagt) mit hülfe der *einbildungskraft* in fremde lagen hineinsetzte, und liebeschmerzen befang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften hertzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — so leicht, dafs leute, denen ihr thun und lassen nicht genau bekannt war, eben so leicht auf arge gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die verläumdung ihrer nicht, wie sie im dritten buch ihrer sogenannten *VISION* mit vieler wehmuth selbst erzählt. „Wurde mir nicht gar (spricht sie) in der „ganzen Stadt nachgesagt, dafs ich wirklich im „ernst verliebt sey? Aber ich schwöre dir, meine „sêle, der kannte mich wohl nicht, und wufste „nicht wer ich war, der dies sagte oder glaubte! „Auch war nie weder mann noch lebendiges ge-



„schöpf, das mich weder an öffentlichen orten,  
 „noch in einem privathause oder irgendwo nur ge-  
 „sehen hätte, — wie der liebe Gott mein zeuge  
 „ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt  
 „wurde, dafs ich, als eine die sich unschuldig wuf-  
 „te, mich darüber entfärbte; zuweilen lächelte ich  
 wohl auch dazu, und sagte blofs: Gott, und Er  
 „(nemlich, der angebliche liebhaber) und ich wif-  
 „sen am besten, das nichts dran ist.“ (\*) — Wie  
 die verläumdung boshaft zu seyn pflegt, so mag  
 sie wohl nicht ermangelt haben, sowohl über die  
 schamhafte verwirrung als über das ruhige lächeln  
 der armen Christine ihre Glossen zu machen.

In-

(\*) *Ne fu il pas dit de moy par toute la ville,  
 que je amoye par amours? Je te jure, m' ame,  
 que icellui ne me cognoſſoit ne ſavoit que je  
 eſloie; ne fu oncques homme ne creature née  
 qui me veist en public ni en privé, en lieu ou  
 il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je  
 dis voir (vrai) . . . . Dont, comme celle qui  
 ignocent me ſentoye, aucune fois, quand on me  
 le diſoit, me troubloie; et aucune fois me ſous-  
 rioie, diſant: Dieu et icelluy et moy ſavons  
 bien qu'il n'en est riens.*



Inzwischen führte ihr das schiksal mitten unter ihren mancherley bedrängnissen unverhofft einen edeln und lebenswürdigen beschützer in dem *Grafen von Salisbury* zu, einem von König *Richard II. von Engelland* lieblingen, welcher, bald nachdem *Christine* angefangen hatte als Dichterin bekannt zu werden, hierüber kam, um eine politische ehverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessin von Frankreich, *Isabelle*, und dem König seinem herrn zu negociiren. *Salisbury*, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von *Christinens Dictiés* zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die bekantschaft der Dichterin, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre verse. Kurz, er wurde ihr freund; und er gab ihr den edelmüthigsten beweis davon, indem er sich erbot, ihren damals dreyzehnjährigen sohn mit sich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. *Christine* war eine zu gute mutter um nicht in eine trennung einzuwilligen, die — ihrem sohne so wich-



tige vortheile versprach — und ihre schriften sind mit häufigen zeichen ihrer hochachtung und dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weifs nicht, wer dem Verfasser des Artikels *Christine de Pisan* in der *Bibliothèque Univers.* des *Romans* (*Octob.* Vol. II. p. 119, et suiv.) geoffenbaret haben mag, dafs *Salisbury* in die schöne *Christine par amours* verliebt worden; und wo er den ganzen Detail des kleinen *sentimentalischen Romans* hergenommen hat, den sie mit einander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem werke, wie die *Bibliothek der Romanen*, sich bloß seines rechts zu bedienen, indem er aus seiner eignen einbildungskraft soviel hinzugedichtet, als vonnöthen war, um eine bloße unschuldige freundschaft zu liebe zu erhöhen. Unfre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante frau, und auch von figur (nach ihrem bildnis vor der *Cité des Dames* zu schliessen) sehr lebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, dünkt uns, ohne sehr entscheidende urkundliche beweise, eine



eine frau von 36 Jahren, die den freuden der welt entfagt und vermuthlich unter den widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen wittwenstandes viel von ihren reizungen verlohren hatte, nicht zum gegenstand einer romanhaften liebe gemacht haben. Die zärtliche art, wie sie sich hier und da, wo in versen und prosa die rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der dankbarkeit eines gerührten mutterherzens als von einer geheimen übelverhélten leidenschaft in sich. *Christine* war überhaupt eine sanfte liebende sêle; und sie müßte keine Dichterin gewesen seyn, wenn ihre empfindungen nicht lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die farbe der leidenschaft anzunehmen. Aber ein großer theil hievon muß doch auch auf rechnung ihrer sprache gesetzt werden; welche, bey einer großen Naivetät, noch unendlich weit von der delicateste und politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint, als die gute frau sagen wollte.



*Christine* war dazu bestimmt, ihrer beschützer immer durch den tod beraubt zu werden, ehe sie die fruchte ihrer freundschaft einerndten konnte. Jeder freundliche stral, den das glück auf sie fallen liefs, schien der vorbote neuer widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am schlufs dieses jahrhunderts seinen kopf in einem unglücklichen aufruhr, den er (wie sie sagt) aus liebe und treue gegen seinen (von dem Usurpator *Heinrich von Lankaster* vom throne gestürzten und auf eine höchstgraufame art ermordeteten) Herrn, den König *Richard II*, mit mehr eyfer als klugheit erregt hatte. Ihr sohn wurde dadurch einer stütze beraubt, die er izt, in einem alter von 16 oder 17 Jahren am nöthigsten hatte. Der neue König *Heinrich IV* in dessen charakter es war, sich mit den wenigsten kosten so viele anhänger und lober zu erkaufen als möglich, nahm nicht nur den jungen *Castell* zu sich, und bewies ihm grofse freundlichkeit und gnade: sondern liefs sogar die mutter durch zwey waffenherolde, die er nach Frankreich herüberschickt hatte, unter grofsen versprechungen zu sich einladen.)



den. Aber Christinens edles herz konnte den gedanken nicht ertragen, von einem prinzen, den sie als den mörder ihres freundes und seines rechtmäßigen königs betrachtete, wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

*Fra lo splendor del trono,*

*belle le colpe sono.*

stand nicht in ihrer moral. Sie lehnte also die einladungen des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte; und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viel mühe und verlust, die entlassung und zurückkunft ihres sohnes ausgewürkt hatte. „Und so“ (sagt sie) „schlug ich dieses glück für mich und meinen sohn aus, und reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem manne, der gegen ehre und pflicht gehandelt hat, einen guten ausgang nehmen könne.“

Bald darauf schien das schiksal sie für das opfer, so sie, bey dieser veranlassung, ihrer rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von  
Bur-



Burgund, *Philipp der Kühne*, nahm den jungen *Dücafel* in seine dienste, und setzte, wie es scheint, auch die mutter in den stand, eine zeitlang wieder ganz artig haus zuhalten. *Christine* hatte von neuem die besten ausichten für das glück der ihrigen und die ruhe ihrer eignen tage. Aber der Herzog starb im Jahr 1404, und sie stürzte wieder in alle bedrängnisse ihrer vorigen lage zurück.

Gleichwohl, wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war bloße complimente für ernst aufzunehmen (welches an einem charakter wie der ihrige eben nichts unmögliches ist) so wäre es nur auf sie angekommen, am hofe des Herzogs von Mayland, *Johann Galeazzo Visconti* (vater der berühmten *Valentine de Milan*, Herzogin von Orleans) eine sehr glänzende versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedene mayländische herren, durch welche er ihr große renten auf lebenslang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mayland fixiren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschliessen Paris zu verlassen, wiewohl ihre substanz

stanz



stenz daselbst so ungewiss war, und, auſſer den ewigen proceſſen mit böſen ſchuldnern und ungeduldigen gläubigern, noch manche umſtände ihr das leben verbitterten; zumal da ſie eine betagte mutter, einen unverſorgten ſohn, und ein par arme baſen auf dem nacken hatte, welche alle von den renten des witzes und der ſchreibfinger der armen frau leben wollten. Unglücklicherweiſe rentirte in den damaligen zeiten nichts ſchlechter und unſicherer als die ſchriftſtellerey. Denn da die buchdruckerkuſt noch nicht erfunden war, ſo war da keine gelegenheit ſeine handſchrift an einen buchführer zu verhandeln; und von dem jezt ſo breiten und gebähnten wege der ſubſcription hatte man noch gar keinen begriff. Das einzige, was alſo ein ſchriftſteller in dieſen zeiten mit ſeinen werken gewinnen konnte, war — *ruhm*, und die *protection* derjenigen unter den Groſſen, welche liebhaberey für ſolche dinge hatten, oder ſich gerne in verſen oder ſchwülſtiger proſa loben hörten, und freygebig genug waren dafür zu bezahlen; oder auch es für eine art von obliegenheit ihres ſtandes anſahen;

den



den dürftigen bewohnern des nur an blumen frucht-  
baren Mufenberges — wohlthaten zufließen zu las-  
sen, welche oft kärglich genug zugemessen wurden.  
Aber die meisten glaubten noch sehr viel übriges  
zu thun, wenn sie ihnen eine zweydeutige art von  
persönlicher achtung zeigten, den weyhrauch, der  
die Poeten freylich wenig kostete, gnädigst in die  
nasen zögen, und ihn eben so wohlfeil mit — *bey-*  
*fall* bezahlten. Freylich muß man auch beherzi-  
gen, daß die könige und fürsten dieses zeitalters  
immer sehr mit ihren kassen brouilliert waren.  
Wenn es also auch einer frau wie Christine von Pi-  
san gelang, mit angst und noth, durch empfehlun-  
gen, fürbitten, und der himmel weiß wie viele  
Rondeaux und Virelays *en forme de Placet*, endlich  
eine kleine pension zu erringen: so würde sie so  
unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus,  
daß es fast eben soviele angst und noth, empfeh-  
lungen, aufwartungen, Rondeaux und Virelays be-  
dürfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet  
hätte, das Pensionsdecret zu erbetteln.

Doch,



Doch, die gute *Christine* war nicht einmal in dem falle, dies zu erfahren; so viele mühe sie sich auch darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie auch nach dem tode des herzogs von Burgund nicht ohne freunde an *Carl VI.* Hofe gewesen seyn, weil sich aus den Registern der königl. rechnungs-cammer vom Jahre 1411 ergibt: „daß „der *Damoiselle Christine von Pisan*, weiland *meisters* *Stephan Du Castell*, gewesenen königl. Notars und geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, „in betracht der guten und angenehmen dienste, „welche ihr vater *meister Thomas von Bologna*, „im leben gewesener rath und Astrolog Königs „Carls, dem Gott die ewge ruhe geben wolle! besagtem seinem könig und herrn geleistet, wie „auch aus andern bewegenden ursachen, kraft eines ofnen königl. briefs vom 13 May 1411 die „summe von 200 pfund, als eine Gratification bewilligt worden —“ eine summe, die damals so viel als izt 2000 zu bedeuten hatte.



Aber alle diese wohlthaten, die unsrer Dichterin von zeit zu zeit zufließen, konnten doch nicht verhindern, daß sie nicht den größten theil ihres lebens mit nahrungsforgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie, edel geboren und edel erzogen, in ihrer jugend die schönsten aussichten gehabt hatte, von Natur freigebig und großherzig war, und das erniedrigende der nothwendigkeit, *wohlthaten anzunehmen*, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte zustand ihrer Finanzen der welt nicht in die augen fiel. Sie behalf sich mit geringer kost: aber sie schlief in einem reichen bette. Sie war immer mit geschmak coeffiert, und ihrem stande gemäß gekleidet; ein *Sürcot* (\*) von scharlach, ein reicher gürt-

(\*) Eine art von überkleid das zur damaligen Garderobe gehörte, und beyden geschlechtern gemein war.



gürtel , ein mantelet mit feinem pelzwerk gefüttert; und einige perlen , die sie aus dem schifbruch ihres vormaligen glücks gerettet ; gaben ihrer natürlichen wohlgestalt ein ansehen von wohlstand , welches sie vor der verachtung des pöbels sicherte , und ihr auch bey den vornehmen , denen ihre umstände bekannt wären , ehre machte ; oder sie wenigstens in die unmöglichkeit setzte sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können , was aus ihrem sohne geworden sey , von dessen guten eigenschaften und talenten sie , an mehr als einem orte , mit der zufriedenheit und zärtlichen vorneigung einer guten mutter spricht. Ihre tochter , die erste frucht ihrer ehe , war ein sehr schönes und tugendliches mädchen , welches sich , aus innerm trieb und beruf , von jugend an dem klosterstande widmete , und unter die *Damen zu Poissy* ( Benedictiner - ordens ) aufgenommen , durch ihr erbauliches leben , in der glüklichen unwissenheit und abgeschiedenheit einer dem himmel geweyhten jungfrau , nach den begriffen der damaligen zeit ihrer mutter viel trost



und freude gab. Auch führt dies, in ihrer *VISION*, *Dame Philosophie* unter den dingen an, weswegen sie sich glücklich zu preisen habe. *Ton premier fruit* (sagt sie) *est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et noble Religion des Dames à Poissy, ou elle, en fleur de Joneſſe et tresgrand beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relation de sa belle vie souventefois te rend grand confort.*

Alle bisher erzählte umstände und charakterzüge sind aus ihren schriften, besonders aus ihrer *Vision* genommen, worin sie sich selbst und ihre anliegenheiten mit einer naivetät aufdeckt, welche, so stark sie von unsern heutigen sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen *Gauloise* des 14ten Jahrhunderts etwas sehr liebenswürdiges ist. Ein mehreres von ihren schicksalen, und das jahr ihres todes habe ich nicht erfahren können.



*Christine von Pisan* verdient sowohl wegen der menge und manchfaltigkeit, als des verhältnismäßigen werthes der producte ihres geistes, unstreitig die erste stelle unter allen französischen schriftstellern des 14ten und 15ten jahrhunderts; und noch im 16ten wurde eine von ihren vornehmsten compositionen, *LE CHEMIN DE LONG ETUDE* betitelt, gedruckt und mit dem größten beyfalle gelesen.

Dieses werk ist eine art von *philosophischem Roman*, worinn, nach damaligem geschmak, alles *vision* und *allegorie* ist. *DANTE'S Divina Comedia* und der *ROMAN VON DER ROSE* hatten diese form vorzüglich beliebt und zur mode gemacht; wenigstens scheint *Christine* in diesem und ihren meisten übrigen werken den letztern zum muster genommen zu haben. Die *Sibylle von Cumä* erscheint ihr in einer sehr finstern nacht, setzt sich auf ihr bette, und redet sie freundlich an: Meine tochter, spricht sie, ich habe mitleiden mit deinen trübsalen. Alle reinen sêlen sind in meinem schutze. Ich habe den *Aeneas* in die unterirdische reiche geführt; izzt will



ich deine führerin auf einer andern reise seyn. Sehr heilige Dame, antwortet *Christine*, ich bin bereit dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den weg. Es war im May, die luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend arten lieblich düftender blumen emaillierte ebne. — Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem cristallhellen wasser baden. Ist dies nicht das Paradies der wollust? ruft *Christine* aus. Nein, erwiedert die Sibylle, es ist der siz der MUSEN, die erste Station auf dem wege zur gelehrsamkeit; ein reizender aufenthalt für leute, die nur die blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu grofse mühe zu geben. Diejenigen, die in den tiefen der wissenschaften graben, verirren sich oft in traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in freude. Liebste tochter, sey immer frölich; die tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und, die söhne der Götter, die Dichter, um sie hergelagert? Aber du sollst sie nur im vorbeygehn anschauen; wer sich hier verweilt,

weilt,



weilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser aufenthalt. — Die beyden Damen setzen ihren weg unter allerley gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne schif, über ein groses mër wegkommen. Sie langen in der *zweyten Station* der gelehrsamkeit an, welche GEOGRAPHIE genennt wird. Diese Station ist etwas grofs, denn sie begreift den ganzen erdboden in sich. *Christine* zeigt in beschreibung der reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre kentnisse von den entlegnern theilen der erdkugel. Sie kommen nach Constantinopel; von da nach dem orte *wo einst Troja war*; sie durchwandern ganz Asien, die länder des grossen Kans, das reiche land Cathay, das vaterland der *schönen Angelica*, die glückseligen Inseln, das land der Bramanen, des Priester Johannis, u. s. w. und überall theilt die Sibylle ihrer begleiterin das merkwürdigste mit, was man damals von allen diesen ländern wufste. Endlich langen sie in der *dritten Station* von Long - Etude an, und diese ist die ASTRONOMIE, die eine communication zwischen der erde und dem himmel eröffnet. Sie be-



steigen einen hohen Berg. Die *Sibylle* macht eine anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie *Griechisch* ist. Aber die bewohner des himmels verstehen diese schöne sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die *Sibylle*, bringe mir eine leiter, damit diese Dame mit mir gen himmel steigen, und die göttlichen geheimnisse daselbst beschauen könne. Straks! läßt sich eine leiter vom himmel herab. *Christine* möchte vor furcht des todes seyn, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich muth, bezeichnet sich mit dem heil. kreuz, und folgt ihrer unsterblichen führerin. Von stufe zu stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der erde umsehen, sie ihnen nicht größer als eine fliege vorkömmt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder heruntersteigen; ich kann nicht mehr; wir wollen herunter; der kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die strafe des *Ikarus* erfahren — Um Gottes willen!“ — Ach! ich sehe wohl, antwortet die Prophetin lächelnd, die



die erhabnen wissenschaften sind zu stark für dein geschlecht. Aber fasse muth, es soll dir kein leid wiederfahren! Die strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine vermessenheit haben. Das verlangen, das dich zum himmel empor führt, ist rein; komm, gieb mir deine hand! und ich will dich unverfehrt wieder nach dem armseligen kothhauſen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — *des Ptolomäus*; denn dieser alte griechische Philosoph war damals noch der einzige, der die schlüssel zum astronomischen himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Christinen alle himmlischen körper, und erklärt ihr ihre verworrenen kreise und bewegungen nach den Ptolomäischen grundsätzen. Nachdem sie vom gipfel des *Empyreums* alle diese wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier enden der welt vier herrlich glänzende thronen, und einen in der mitte. Vier Damen saßen auf diesen thronen, deren name war *Weisheit*, *Adel*, *Ritterschaft* (*Chevalerie*) und *Reichthum*. Den in der mitte hatte vor zeiten DAME VERNUNFT eingenommen; aber nun war er



leider! lér. Ehmals (o! der glüklichen zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen erdboden; adel, ritterschaft, weisheit und reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber die Vasallinnen wußten sich endlich unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveraine vom thron, und regieren nun die welt nach ihrer eignen willkühr, — schlecht genug.

Diese probe mag genug seyn uns einen begriff von einem werke zu geben, das freylich für uns den reiz nicht mehr haben kann, den es für das publicum des 15ten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin noch einiger andrer von den vorzüglichsten producten dieser Dichterin erwähnung zu thun.

LA CITÉ DES DAMES, nach jenem das wichtigste von ihren werken, ist hauptsächlich zum unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben; welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen von ihren thronen herabzusteigen, und den lehren der weisheit ein gelehriges ohr zu leihen. Auch von diesem werk ist die Composition sehr reich,

• und



und macht, wenn man die barbarey ihres zeitalters bedenkt, dem wiz der Dichterin eben soviel ehre als ihrer gelehrsamkeit. Sie dichtet, dass ihr drey Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne stadt geführt hätten. Die erste führte die mauern auf; die andre erbaute die häuser und versah sie mit einwohnern; die dritte setzte dem werke der beyden andern den gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die steine der stadtmauern, welche lauter tugenden sind. Die bewohnerinnen der stadt sind alle die heldinnen und modelle weiblicher vollkommenheit, welche die verfasserin in der geschichte gefunden, und die ihr zu einer menge lehrreicher erzählungen oder exempel den stoff geben. Das, was sie den gipfel oder den höchsten grad der vollkommenheit dieser allegorischen stadt nennt, ist die andacht und heiligkeit, und die exempel, die sie unter dieser rubrik beybringt, sind lauter geschichten von heiligen frauen und jungfrauen. Alle diese schätze von mythologie und geschichte, welche Christine in diesem seltsamen werke verschwendet, hatten für die Damen des



fünfzehnten jahrhunderts den ganzen reiz der neu-  
 heit, und es gab kein buch, welches ihnen zu aus-  
 zierung ihres geistes und zu bildung ihres herzens  
 und ihrer sitten bessere dienste hätte thun können  
 und worin das nützliche mit dem angenehmen, nach  
 dem geschmak und der vorstellungsort der damali-  
 gen zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre — zu-  
 mal da auch der *stolz* der Damen ihre rechnung  
 darin fand. Denn Christine schreibt die erfindung  
 aller nützlichen und schönen künste ihrem ge-  
 schlechte zu. *Ceres*, *Minerva* und *Araine* (Arach-  
 ne) waren drey griechische princessinnen, sagt sie  
 — und hat vielleicht recht. *Ceres* erfand alle kün-  
 ste, denen wir das brod, das die hauptstütze des  
 menschlichen lebens ausmacht, zu danken haben —  
*Minerva*, die kunst die wolle zu verarbeiten, und  
 die werkzeuge dazu; die kunst oel zu machen, die  
 instrumente des kriegs, die waffen von eisen und  
 stahl u. s. w. — *Arachne*, die kunst die wolle zu färben,  
 und alle arten von stickarbeit und tapissierie daraus  
 zu machen. Eine andre griechische Dame, namens  
*Pamphila*, war die erfinderin des seidenbaus, u. s. w.

Kurz,



Kurz, *Christine* vergift in ihrer *Cité des Dames* nichts, was ihrem geschlechte ehre machen konnte; aber sie schonet auch der verschiedenen laster und untugenden nicht, die den Damen ihrer zeit zum vorwurf gereichten.

Unter den zügen, welche zur charakteristik ihrer zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem *Costum* dieses unglüklichen und barbarischen jahrhunderts ganz andre begriffe macht. *Christine* spricht von der übertriebnen pracht und hoffart, die damals in den *wochenstuben* im schwange giengen. Sogar die bürgerfrauen in Paris beeyferten sich, es darin den grössten damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein beyspiel, das ihr besonders anstößig gewesen, und wobey sie in sehr naive deklamationen ausbricht. sie legte einst einen wochenbesuch bey einer kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwey schöne und prächtig aufgepuzte zimmer geführt; die vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradierte ein büffet, mit silbergeschirr auf-



aufgethürmt. Die wochenstube war mit einer kostbaren tapezerey von reichem *Cyprischem* stoff ausgeschlagen; auf den Cartuschen schimmerte der name und die devise der frau des hauses in der zierlichsten stikarbeit. Das bette war nicht weniger prächtig. Bloß die bettücher, von der feinsten *Rheinischer* leinewand, hatten über 300 pfund gekostet. Die bettdecke war von silberstoff, und sogar der fussteppich glänzte, als ob er von reichem zeugewäre. Die wöchnerin stolzierte in ihrem paradebette in einem zierlichen anzug von carmesinrother seide, und lehnte sich auf kopfküssen mit dicken quasten von guten perlen. — „O sitten! ruft *Christine* unwillig aus! was bleibt der königin übrig, wenn reiche bürger weiber sich unterstehen dürfen, es ihr in pracht zuvor zu thun? Warum leidet der König das? Warum legt er diesem übermüthigem volke nicht neue abgaben auf, um ihnen das geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zuviel haben? u. s. w.“ Man sieht hieraus, daß die *ungleichheit* schon in *Carl VI.* zeiten unmäßig seyn mußte. Denn daß

der



der größte theil des volks damals in elenden umständen war, ist unläugbar.

LA VISION DE CHRISTINE, dasjenige von ihren büchern, woraus beynahe alles was man von ihrer geschichte weiß geschöpft ist, theilt sich in *drey theile*. Der erste enthält ein allgemeines gemählde von der *welt* und ihren *wundern*. Im zweyten wird *Dame Meynung*, mit ihren einflüssen auf das glük und unglük der menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr *Dame Philosophie*, als arzt und trösterin alles menschlichen leidens und ungemachs. Auch hier ist alles *erscheinung* und *allegorie* — um unter dieser hülle (als damaliger *Modetracht der Dame Philosophie*) der sittenlehre aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificierten producte die *Epistre d'Othea à Hector*, oder LE ROMAN D'OTHEA, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein *poetisches bilderbuch*, zum gebrauch des ältesten prinzen des bekannten *Herzogs von Orleans*, bruders von

Carl



*Carl VI.* welchen der herzog von Burgund, *Johann der unerschrockne*, im J. 1407 ermorden liefs. Alle tugenden und laster; die wirkungen zügelloser leidenschaften; die maximen, welche ein loyaler ritter nie aus den augen verlihren sollte, und dergleichen, werden in diesem büchlein dem jungen prinzen unter mancherley schiklichen, meistens aus der *Mythologie* und den *Dichtern* entlehnten bildern vorstellig gemacht, wovon die verse die erklärungs und anwendung sind. So zeigt sie ihm z. b. den *Saturnus*, wie er mit seiner sichel alle menschen und ihre werke mähet, die gelehrten hingegen mit wohlgefallen betrachtet und ihrer werke verschout, — um ihm hochachtung für diejenigen einzuflössen, deren amt es ist, die welt zu erleuchten, und ohne welche die zeit das andenken der helden und ihrer thaten bald verschlingen würde. Dafs ein ritter immer bereit seyn müsse sein leben für die ehre der Damen zu wagen; wird ihm durch das bild des *Perseus*, der die *Andromeda* befreyt, eingeprägt. Die vorthelle der leutseligkeit werden ihm durch das bild der Liebesgöttin, die alle Herzen durch den reiz



reiz ihrer holdseligen rede an sich zieht — die verderblichen wirkungen des zorns durch die wuth des *Athamas*, der seine gemahlin tödtet — die unglücklichen folgen einer unbesonnenen liebe durch das klägliche schicksal von *Pyramus und Thisbe* vorstellig gemacht u. s. w. Christinens verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer zeit gefallen mochten; aber die *Idée*, in einem jungen prinzen edle gedanken und gesinnungen durch mahlerische und auf eine sehr faßliche art allegorische darstellungen zu erwecken — macht ihrem witz ehre, und verdient aufmerksamkeit.

*Christine* hätte sich — so eifrig war ihre begierde durch ihre schriften etwas gutes zu stiften — sogar der berücktigten königin *Isabelle* gerne nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der königlichen bibliothek zu Paris verwahrten manuscip-ten befindet sich auch eines, das den titel hat: *Instructions des Princeps & Dames de Cour, & autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV*. Aber es war übel angewandte mühe. *Isabeau von Bayern*, und



die damen ihres hofes, die sich mit vergnügen nach ihrer reizenden gebieterin bildeten, kehrten sich nicht an die moral der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer einfalt, und blieben — was man weiß.

Das leben könig Carls des flünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem herzog Philipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als dass es vermuthlich mehr *eloge* als *geschichte* ist. Christine war, in keiner betrachtung, geschickt, eine geschichte zu schreiben, welche die aufmerksamkeit der nachwelt verdienen könnte.

Dass eine so fruchtbare schriftstellerin, die zugleich eine so zärtliche mutter war, ihre kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren sohn sind die *Enseignemens Moraux de Christine à son Fils*, und an ihre tochter *Le Dit de Poissy* gerichtet.

Nur noch ein wort aus den *briefen über den Roman von der Rose*, welche sie an verschiedene gelehrte

lehrte



lehrte ihrer zeit, deren namen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive art, wie sie sich über die berüchtigten verse *meister Clopinels* —

*Vous etes, vous serez, & fûtes*

*De fait ou de volonté Putes.*

vernehmen läßt — „*Der böse mensch!* (ruft sie aus) *wie er lügt!*“

Nachdem ich so vieles bloß darum angeführt habe, um den lesern einen anschaulichen begriff von der innern seite dieser merkwürdigen frau zu geben, würde es kaum verzeyhlich seyn, wenn ich nicht noch ein paar worte von ihrer figur sagen wollte. Was uns ihre eigene bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von person ohne alle ungestalt, ziemlich angenehm, von guter constitution, und nicht kränklich gewesen sey (*qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.*) Dies ist, was ihr *Dame Philosophie* im 3ten theil ihrer *Vision*, unter den wohlthaten, wofür sie dem himmel dank-

*Wielands* kl. prof. Schrift. H. B.

B b

bar

es ii

z ii säll 62 ii

es ii zäll 62 ii



bar zu seyn ursache habe, als keine der geringsten  
 anführt. Wenn eine so wahre frau wie *Christine*  
*von Pisan* von ihrer aussenseite so viel sagt: so kann  
 man sich ohne bedenken eine sehr vortheilhafte  
 Idee von den annehmlichkeiten ihrer person ma-  
 chen. Herr *Boivin* giebt uns die beschreibung  
 von demjenigen ihrer bildnisse, welches, seinem  
 urtheil nach, das beste unter den *mignaturbildern*  
 die sich in ihren werken befinden, und vor der *Cité*  
*des Dames* in der handschrift 7395 der kön. Biblio-  
 thek, zu sehen ist. Der verfaßer des artikels *Chri-*  
*stine de Pisan* in der *Bibl. des Rom.* der dieses bild  
 auch gesehen hat, scheint die beschreibung des hrn.  
*Boivin* noch genauer berichtigt zu haben — wel-  
 ches ich erinnern muß, um nicht etwa beschuldigt  
 zu werden, daß ich etwas aus eigener einbildung  
 hinzugethan. Sie erscheint unter einer art von Bal-  
 dachin sitzend, den kopf gegen die linke hand ge-  
 neigt und den ellenbogen auf einen schreibtisch ge-  
 stützt. Sie hat ein rundes gesicht, regelmässige  
 züge, eine schöne gesichtsfarbe, und eine feine lei-  
 besgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre au-  
 gen



gen sind geschlossen, als ob sie schlummerten. Ihre Coiffüre ist eine art von lilasfarbigem hohem hut, mit einer sehr zarten gaze beschattet. Ihr hemde, das ungemein fein und auf der brust ein wenig offen ist, läßt etwas wenigens vom obersten theil der schultern unbedekt. Ihr kleid ist blau, unten mit gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich vorn, wie die mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violettfarbenen corset mit schmalem goldnem netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden frau, und drey andre Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es *Christinen* in dem augenblicke vorstellt, da sie die *Vision* hat, welche in der *Cité des Dames* beschrieben ist.







## XI.

MARGARITE VON VALOIS,

*KÖNIGIN VON NAVARRA,*

ALS

SCHRIFTSTELLERIN

---

**D**as sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortreflichen männern aller arten war, hat, unter einer ansehnlichen zahl von *Frauen*, die durch ungewöhnliche naturgaben, vorzüge des geistes, tugend und gröfse der sêle, die unsterblichkeit welche die geschichte geben kann verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstin den vorzug streitig machen könnte. Ihre geburt, ihre schiksale, ihre außerordentliche  
liebe



liebe zu könig *Franz I.* ihrem bruder, ihr einfluß über ihn, und die guten dienste so sie ihm geleistet, ihre öffentlich erklärte neigung zu dem was man damals die *neue Religion* (\*) nannte, der schutz den sie allen gelehrten von vorzüglichem charakter, besonders denen welche der neuen meynungen verdächtig waren, angedeyhen liefs, die guten und bösen gerüchte durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beyden partheyen völlig recht machen zu können — kurz, die meisten merkwürdigkeiten ihres lebens, sind aus der geschichte bekannt genug. Der geringste von ihren vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen aufsatze die rede seyn wird.

MARGARITE, an dem hofe des guten königs *Ludwigs XII.* (*vater des volks* genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte von ihrer ersten jugend an, eine besondere *neigung* zu den schönen wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser neigung verbunden ist) vorzügliche *gaben*, sich darinn hervorzuthun ge-

B b 3

zeigt.

(\*) *Die Reformation.*



zeigt. Sie liebte ihr ganzes leben durch den umgang mit gelehrten und aufgeklärten männern, und fand mitten unter den geschäften eines in die öffentlichen angelegenheiten verwickelten lebens, und unter den zerstreungen eines hofes, der damals der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame stunden, worinn sie ein talent üben konnte an welchem sie vergnügen fand, und welches, in der lage einer *Christine von Pisan*, vermuthlich die hauptbeschäftigung ihres lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen früchte davon bestehen in einer sammlung von Poesien und in ihren bekannten prosaischen erzählungen. Jene wurden noch bey ihrem leben von ihrem kammerdiener, *Jean de la Haye*, unter dem seltsamen aber den geschmak der damaligen zeit angemessnen titel: MARGUERITES (\*) *de la* MARGUERITE DES PRIN-

(\*) Der herr kammerdiener spielt mit dem namen MARGARITE, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.



PRINCESSES, *la Reine de Navarre* im Jahr 1547  
herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen *li-*  
*dern*, vier sogenannten *Mysterien*, einem *pâr dia-*  
*logirten* stücken, von der art die man *Moralités*  
nannte, einer allegorischen erzählung, die *Satyrn*  
und die *Nymfen der Diane* betitelt, und einer men-  
ge kleinerer stücke, sonnette, u. dergl. Das ur-  
theil des Hrn. *Marquis von PAULMY*. (*Melang.*  
Tom. VII. p. 102) der die gedichte der Königin von  
Navarre überhaupt *agreables, spirituels et bienfaits*  
findet, und alles was man etwa daran ausstellen  
könnte ihrem jahrhundert aufbürdet, als welches  
z. B. offenbar an dem *RIDICULE de ses Pieces devo-*  
*tes* schuld sey — scheint seine richtigkeit zu haben.  
Soviel ist gewiss, daß der *Conte* von dem streit der  
*Satyrn und Nymfen*, der im 2ten theile des *PAR-*  
*NASSE DES DAMES* zu lesen ist, durch die mühe  
die sich der herausgeber gegeben den *styl* zu *mo-*  
*dernisiren*, nichts gewonnen hat, das den ver-  
lust der *Naivität* des Originals ersetzen könnte. Fol-  
gendes kleines stück kann, wenn wir nicht irren,  
zu einer probe dienen, daß die ihr eigne munter-



kelt des geistes, der sie sich in ihren erzählungen  
völlig überliefs, sie auch in ihren erbaulichen rei-  
men nicht ganz verlassen habe.

*Pour etre un digne et bon Chretien,*

*Il faut à CHRIST etre semblable;*

*Il faut renoncer à tout bien,*

*A tout honneur qui est damnable;*

*A la Dame belle et jolie,*

*A plaisir qui la chair emeut,*

*Laisser biens, honneurs, et Amie!*

*Ne fait pas ce tour là qui veut.*

*Ses biens aux pauvres faut donner;*

*D' un coeur joyeux et volontaire;*

*Faut les injures pardonner,*

*Et à ses ennemis bien faire;*

*S' ejouir en melancolie*

*Et tourment dont la chair s' emeut;*

*Aimer la mort comme la vie!*

*Ne fait pas ce tour là qui veut.*



Unter ihren *Mysterien*, oder geistlichen Dramen, die *Geburt Chrisli*, die *heil. drey Könige*, der *Bethlehemitische Kindermord*, und die *flucht nach Egypten*, zeichnet sich das letzte durch anmuthige bilder und feine wendungen aus. Die Scene stellt die *heilige Jungfrau* dar, wie sie, in der wüste, vor müdigkeit und erschöpfung, sich unter einen baum hingelegt hat, und mit dem *Jesuskind* im arm eingeschlafen ist. *Joseph* geht umher einige nahrung zu suchen. Inzwischen hat der *Ewige Vater* den *Engeln* befohlen, die wüste in ein Paradies umzuschaffen, und die scene verwandelt sich unter folgendem gefang der engel, in einen blumenreichen, mit blühenden orangen- und granatbäumen geschmückten lustort:

1. Engel. *Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,  
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,  
Donnez vos fruits de très bonne saveur.*

2. Engel. *Elevez vous dans ces plaines changeantes,  
Verds orangers, croissez, fleurs odorantes,  
et d'un regard recevez la faveur.*



3. Engel. *Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mère,  
 présentez lui votre onde pure et claire,  
 honneur aurez quand de vous en prendra.*

u. f. w.

Die angenehme überraschung der h. Jungfrau, als sie erwacht, und ihres guten alten, der ohne dieses wunder mit leeren händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche gemähde. Aber *Contemplation*, *Memoire* und *Consolation*, jede mit einem grossen mit silbernen buckeln und bändern beschlagenen buche unterm arme vom himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche unterhaltung zu verschaffen, verderben freylich alles wieder. Dies waren die früchte des geschmacks ihrer zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine königin entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmal einfallen liess.

Die *Komödie*, oder sogenannte *Moralité*, die in der sammlung ihrer gedichte vorkommt, besteht,  
 nach



nach damaliger art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und handlung. Ein mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die liebe gar nicht kenne; eine andre findet sich noch glücklicher weil sie liebe und geliebt werde. Zwey frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die untreue ihres mannes den sie doch einzig liebt; die andre über die ungegründete eyfersucht des ihrigen, wegen eines liebhabers, den sie zwar duldet aber ihm doch kein gehör giebt. Zuletzt tritt auch noch ein mütterchen von hundert jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weißagt dem einen mädchen, daß die liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der feder einer so frommen und tugendhaften prinzeßin wie MARGARITE wenigstens eben so unerwartet ist als aus dem munde einer hundertjährigen

Sybil.



Sybille) sie rathet den beyden betrübten weibern, der einen, wegen der untreue, und der andern wegen der eyferfucht ihres mannes, sich mit einem *liebhaber* zu trösten. Um einem so guten rathe desto mehr gewicht zu geben, (und, weil sich das stük mit einem tanz schliessen mußte, der Alten einen *tänzer* zu verschaffen) läßt die Königin noch einen greis auftreten, der sie versichert: das sie es sehr übel mit sich selbst meynen würden, wenn sie dem guten rathe der alten dame nicht gehör geben wollten. Man bemerke, (sagt hier der *herausgeber* des *Parnasse des Dames*) das die Königin von Navarra sich kein bedenken machte, diese komödie *unter ihrem namen* und mit *königl. privilegiis* drucken zu lassen, und dies zwey jahre vor ihrem tode, und das sie damals für devot und sogar für gut *katholisch* passierte.

Für das letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber das die Königin von Navarra eine religiöse frau und von unsträflichen sitten war, ist unleugbar. Wie kam es also, das sie den beyden be-  
trüb-



trübten weibern nichts bessers zu ratnen wußte als einen liebhaber? Die ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen seyn, weil sie ihr geschlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beyden weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freymüthig genug war, was sie dachte auch zu sagen. In der mitte des sechzehnten jahrhunderts, am hofe Franz des ersten, und eine Königin — was hätte sie verhindern können offenerzig zu seyn? — Die komödie endigt sich damit daß vier junge herren auftreten, um die vier damen zum tanz zu führen

*Menons les dancer toutes quatre.*

Auch recht, sagt der greis, noch ein ächter franzose vom alten schrot und korn, ich und meine alte sind dabey, wir wollens euch nicht wohlfeil geben:

*Soit! nous allons bien vous combattre,*

*Ma vieille et moy, de bien dancer.*

Hier macht der vorbelobte herausgeber abermals eine wehmüthige reflexion. „Heutigs tags, sagt

„er,



„er, tanzt man in Paris schon mit 30 jahren nicht mehr! Die *Sokrates*, die *Platonen*, die *Spartaner* u. s. w. tanzten noch im sechzigsten.“ — Freylich desto schlimmer für die *Pariser*, und desto besser für die *Sokrates*, die *Platonen*, und die *Spartaner*!

Wer die moral dieser kleinen *Moralité* der Königin von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die verfasserin der unter dem titel *HEPTAMERON* oder *Les Sept Journeés*, oder, am gewöhnlichsten, der *Contes de la Reine de Navarre*, bekannten, so oft und noch vor wenig jahren in einer sehr schönen ausgabe in der schwelz wieder aufgelegten *Erzählungen* habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Ausser dem zeugniss eines geschichtschreibers wie *August von Thou*, beweiset es die *zueignungsschrift* an die princessin *Jeanne d' Albret*, ihre tochter, die der ausgabe dieser erzählungen vom jahre 1567. vorgesetzt ist; und *BRANTOME* versichert, dass er es aus dem eig-



eignen munde seiner großmutter habe. Vielleicht ist es unsern lesern angenehm, was er davon sagt in seinem eignen naiven *Gaulois* (welches gleichwohl die *hofsprache* seiner zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. *Elle fit en ses gayetés un livre qui s' intitule les Contes de la Reine de Navarre, ou l' on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles Sentences, que j'ai oui dire, que la Reine-Mere (Catharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d'en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien qu' elle en faisoit; mais quand elles eurent ven les siennes, elles eurent si grand depit des leurs, qu' elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litiere en allant par pàys; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l' ai oui ainsi conter à ma Grand' Mere, qui alloit toujours avec elle dans sa litiere comme sa Dame d' honneur et luy tenoit l' escritoire, et les mettoit par escr t aussitost et si habilement on plus, que si on luy ent dicté.*



Unter den *CONTES* der Königin von Navarra ist einer, (der vierte in der ersten *JOURNÉE*) *wovon sie selbst die heldin war*, und der aus dieser urfache um so merkwürdiger ist, weil das abenteuer selbst von der häkeligsten art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine dame, bey nächtlicher weile, wider ihren willen im schlafe zu überraschen. Der bekannte *Admiral von BONNI-  
VET*, ein günstling König Franzens, (dem folglich mehr erlaubt war als einem andern) war der mann, der sichs einfallen liefs, bey der schwester seines königs auf diese plumpe art *den Satyr* zu spielen. *Margarite* erwachte zu allem Glück an dem gerausche das die geheime fallthüre machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr schlafgemach schleichen wollte, (\*) und sie führte ihn ab wie man sichs vorstellen kann. Das sonderbarste bey der sache war, dafs er schon zweymal vorher versucht hatte, gewalt bey ihr zu gebrauchen, da gelindere mittel nichts hatten verfangen wollen; und dafs er

das

(\*) Die Scene war auf einem seiner landsitze, während daß der hof zum besuch bey ihm war.



das zweytemal so übel dabey weggekommen war, daß er fünf wochen lang sich vor keinem menschen sehen lassen durfte, weil die Princessin zu seinem unglück vergessen hatte ihre nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale art verliebt und ein Favorit oben drein seyn, um nach einem solchen empfang zum drittenmale wiederzukommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indeffen hat sie den geschichtschreiber *Varillas* und *Brantomens Großmutter* zu gewährleuten. Die letztere hatte es unmittelbar von der königin selbst, und trug nach dem tode derselben um so weniger bedenken, ihrem enkel die confidenz davon zu machen, da MARGARITE keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern tone, (wiewol unter versteckten namen) es der ganzen welt zu erzählen.

Uebrigens ist es kein kleines verdienst ihrer erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben ursache hat) wahre abenteuer sind, die sich wirklich, und größtentheils zu *ihrer zeit* zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns



von den sitten, dem geist, der vorstellungsart und dem costum der Franzosen in diesem merkwürdigen zeitalter, wahre, lebendige und charakteristische begriffe zu verschaffen. Das langweilige daran ist die form oder der *Cadre* dieser erzählungen (von dem *Boccacis*chen DECAMERONE nachgeahmt) die oft unausstehlich platten moralischen lehren, und die selten unterhaltenden wiewohl charaktermässigen gespräche und disputen der Damen und Herren, welche sich sieben tage lang auf diese weise mit einander amüsieren. Die erzählungen schwimmen darin, wie kleine fischgen in einer grossen schüssel voll brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von *Saumaïsens* Commentar über den *Solinus*: daß die brühe mehr werth sey als der fisch.







## XII.

# CARDINAL DU PERRON

UND

# FRA' PAOLO SARPI

---

**D**er Cardinal *Du Perron*, Bischof von *Eureux*, nachmals Erzbischof von *Sens* und *Grand - Aumonier* von Frankreich unter *Heinrich IV.* war unstreitig (wiewohl er izt nur noch *ein nahme* ist) zu seiner zeit ein mann von talenten und gelehrsamkeit, ein geschikter *Negociateur*, der alles sagen und schreiben konnte was er wollte, kurz, alles was man seyn muß, um aus einem menschen von nichts (wie sich die Französischen in ihrer die hyperbel liebenden sprache ausdrücken) ein großer mann in der welt zu werden; zu allem dem noch ein scholastischer



Theolog und Philosoph, ja, sogar ein Poet, wiewohl in der that keiner von den besten. Das urtheil eines solchen mannes hat schon etwas auf sich. Und wie urtheilte dieser mann von *Fra Paolo Sarpi*, der zwar nur ein Serviten - mönch, aber gewiss einer der hellsten köpfe seiner zeit, und einer der besten menschen aller zeiten gewesen ist, und sich als *Theologus* der Republik Venedig, durch behauptung ihrer rechte gegen die anmaßungen des päpstlichen hofes, um sein vaterland, und als geschichtschreiber der berühmten tridentinischen Synode um die ganze Christenheit unsterbliche verdienste gemacht hat?

„Ich sah ihn auf meiner zweyten reise nach Venedig (sagt der Cardinal (\*)). Ich bemerkte nichts *eminentes* an diesem manne. Er hat eine gute beurtheilungskraft und menschenverstand, aber seine gelehrsamkeit ist nicht weit her. Ich sah einen ganz gemeinen menschen an ihm, ein klein wenig mehr als mönch.“

So konnte also diese Eminenz nichts *eminentes* an *Fra Paolo* sehen? Ein bißchen mehr als einen

all-

(\*) PERRONIANA, edit. de 1601. p. 218.



alltäglichen mönchen, und das war alles! Und doch kannte der Cardinal unstreitig die welt, und verstand sich auf den couranten preis der menschen in handel und wandel so gut als einer. Vermuthlich gehört, um den *innern gehalt* eines menschen auszufinden, ein gewisser geistesinn, den ein mann wie der Cardinal *Dü Perron* nun gerade weder hat, noch haben kann. Indessen finde ich doch in diesem beym ersten anblick lächerlichen urtheile eine art von zeugnis der wahrheit, so wie dort der hohepriester *Kaiphaz*, ohne es zu wissen und zu wollen, von Christus zeugte. Der Cardinal fand an dem edeln Servitenmönche nichts von allem dem, was er an einem manne, den er *nach seinem masstabe* für groß hielt, suchte: und für das, was den *bruder Paul* zu einem sehr eminenten menschen machte, hatte er weder augen noch masstab. Die vortreflichsten menschen haben selten etwas in ihrem *äußerlichen*, daß sie über andere besonders hervorragen machen sollte. Die innere einfachheit und lauterkeit ihrer natur bildet sich auch in ihrem gesichte und äußerlichen wesen ab: sie sind bloß da, ohne etwas



anzuklinden, zu fodern, oder zu erwarten. Ohne eine besondere veranlassung, die ihr inneres in äußerliche wirkksamkeit setzt, sieht der feinste kennerblik des *Weltmannes* nichts an ihnen als gewöhnliche menschen, und guter grobgesponnener menschenverstand ist das höchste was er ihnen zutraut. Aber gerade dies war es, was den guten Servitenmönch zu einem soviel wahrern, wärmern, edlern und weisern menschen machte, als der Cardinal war, in dessen augen er so klein und unbedeutend schien. Es ist wenig daran gelegen, was ein *Du Perron* von einem *Sarpi* im vorbeygehen urtheilt: aber seine manier über den werth dieses vortreflichen mannes abzusprechen, ist die nehmliche, wie tausend personen seines schlages, über den werth und unwerth besserer als sie sind, zu entscheiden pflegen, und wodurch oft einer von ihnen das urtheil von zehntausenden missleitet: und dies zu wissen und zu bedenken ist der mühe werth.







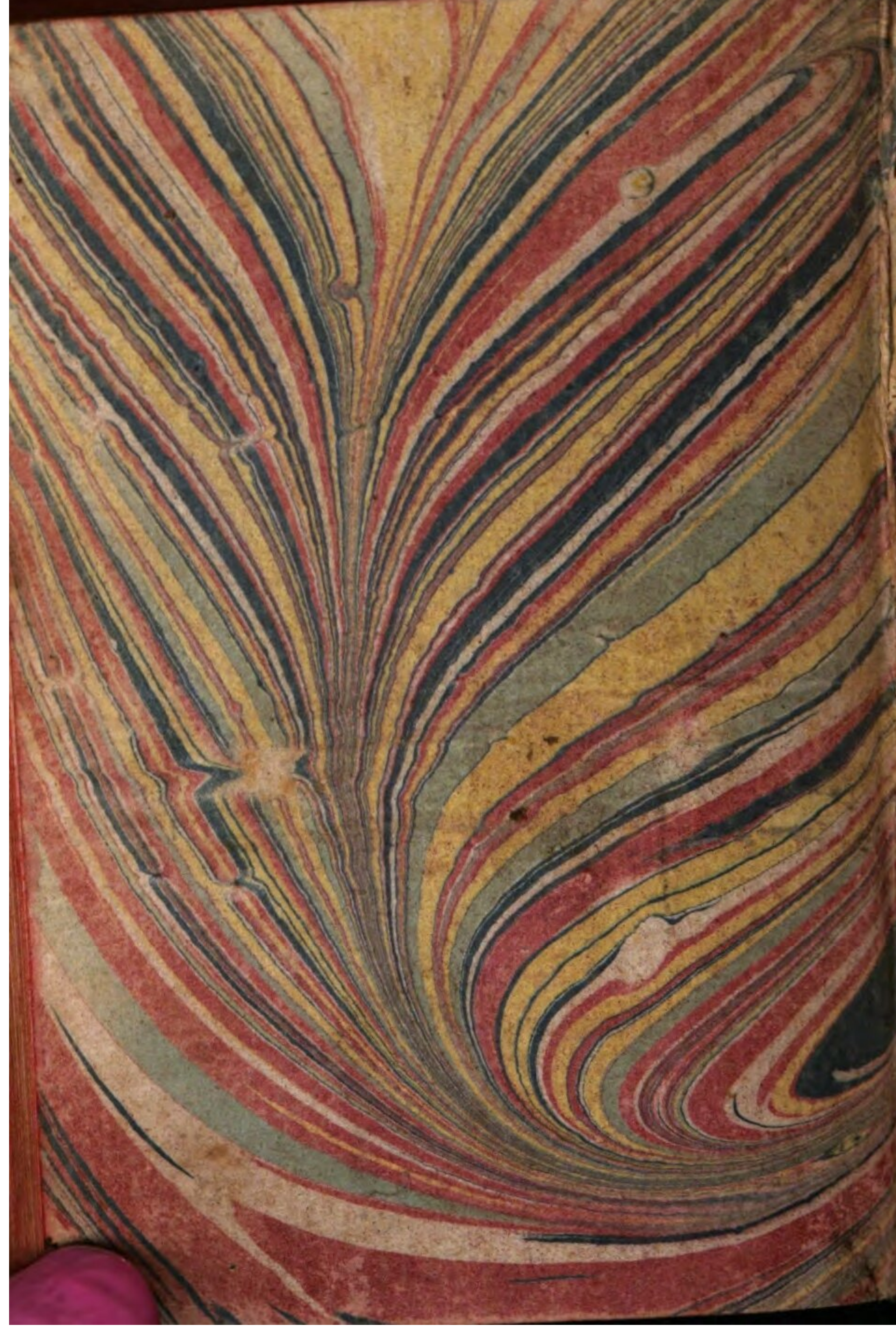




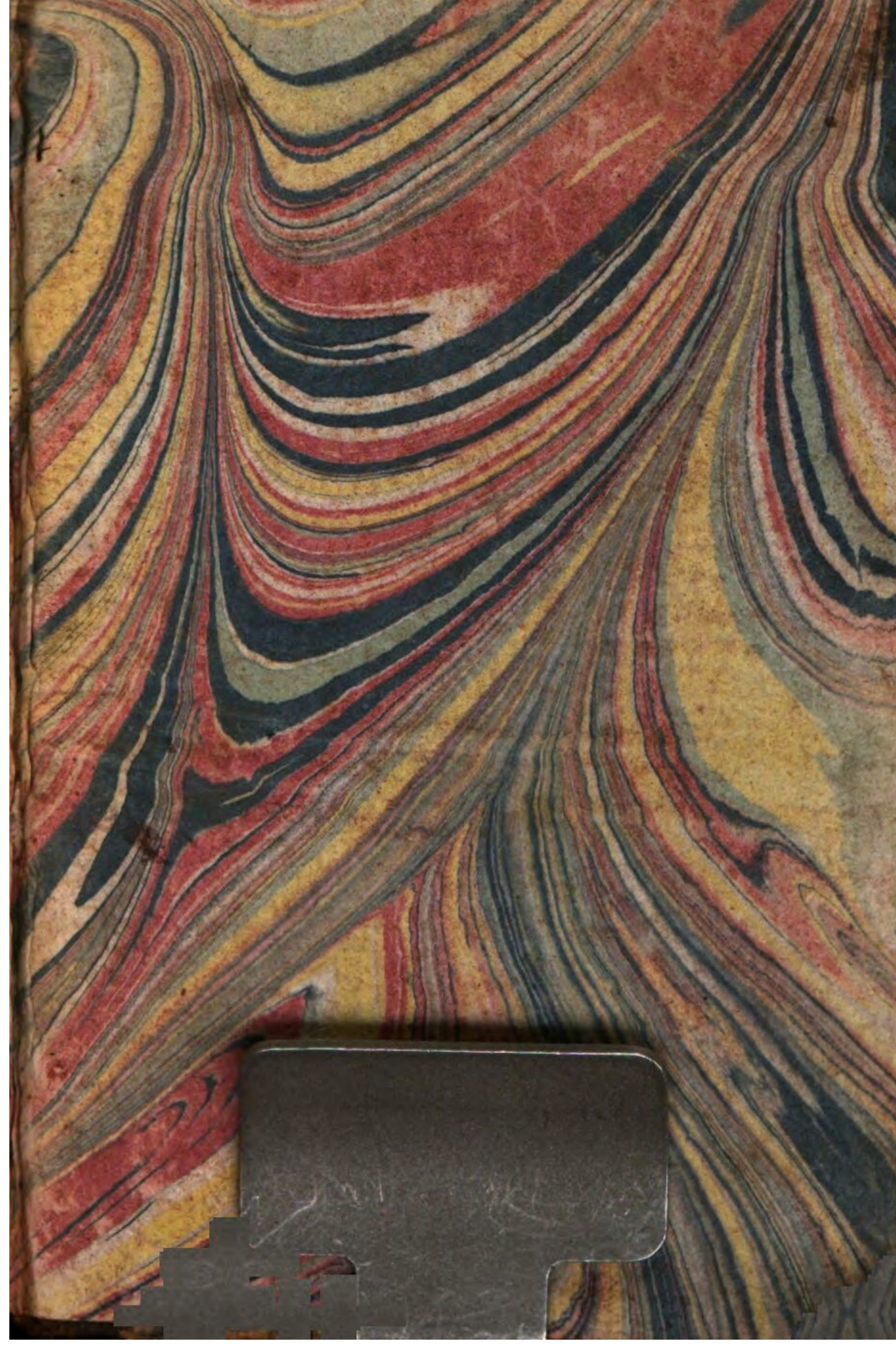


xx 2/2003

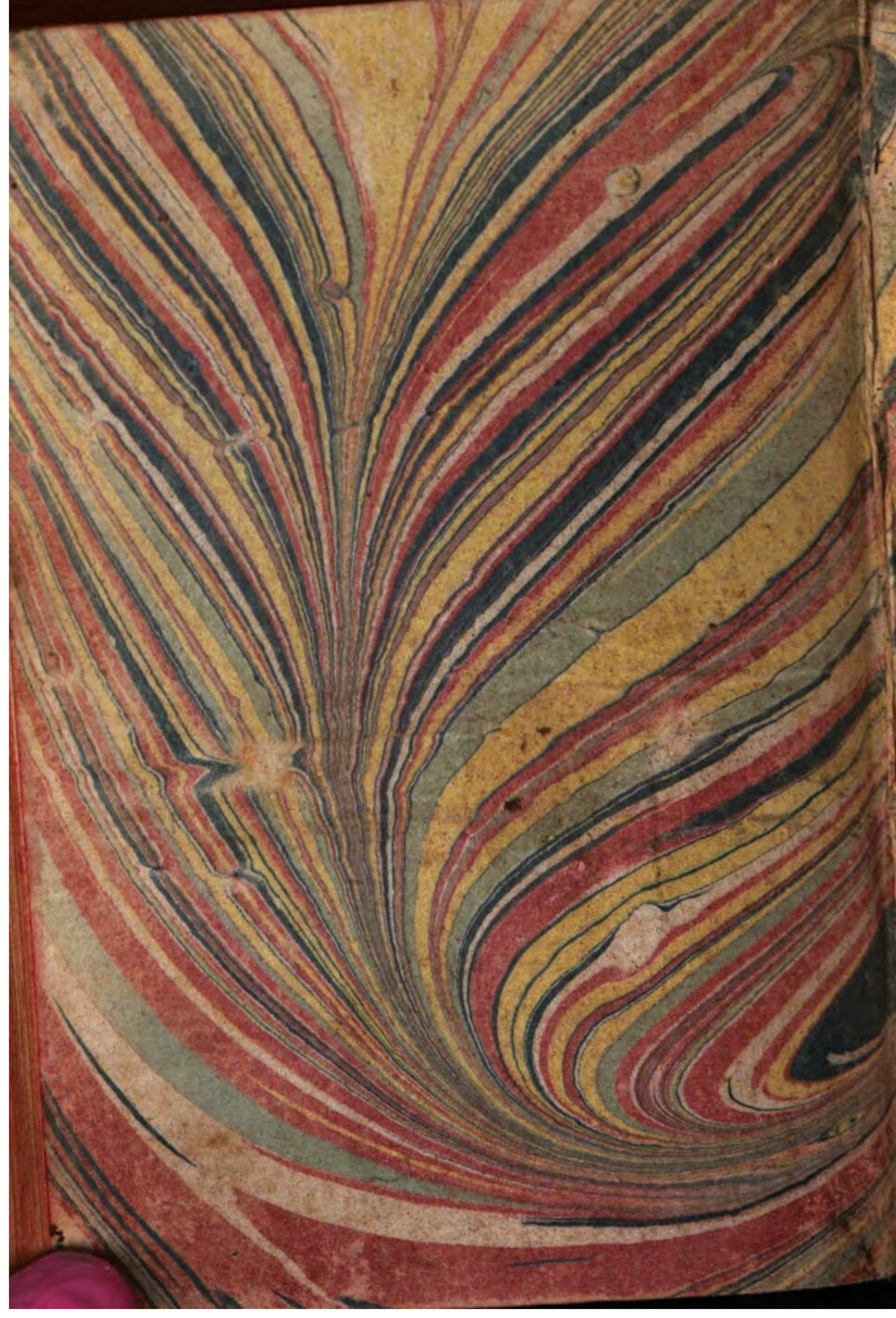




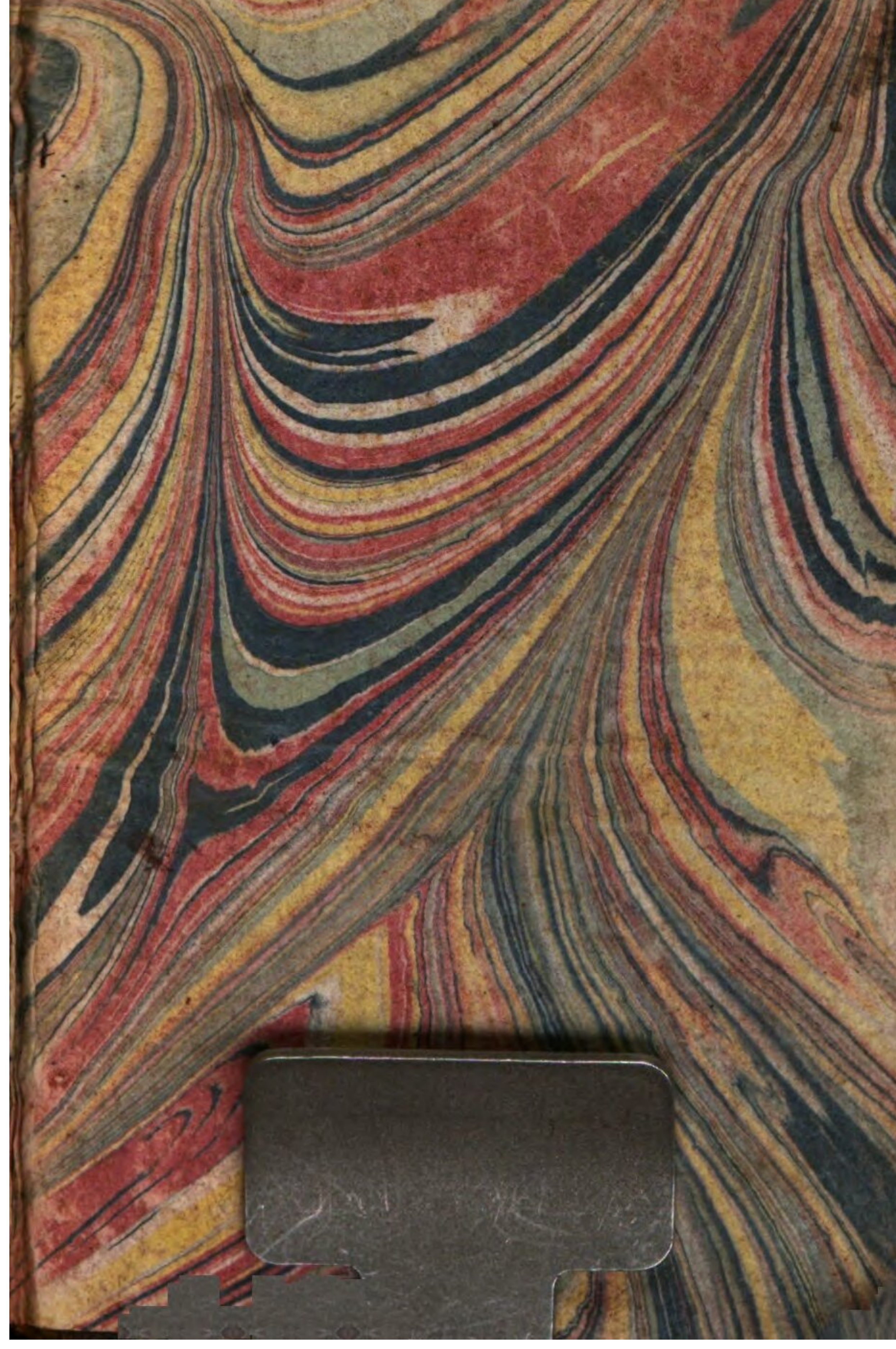




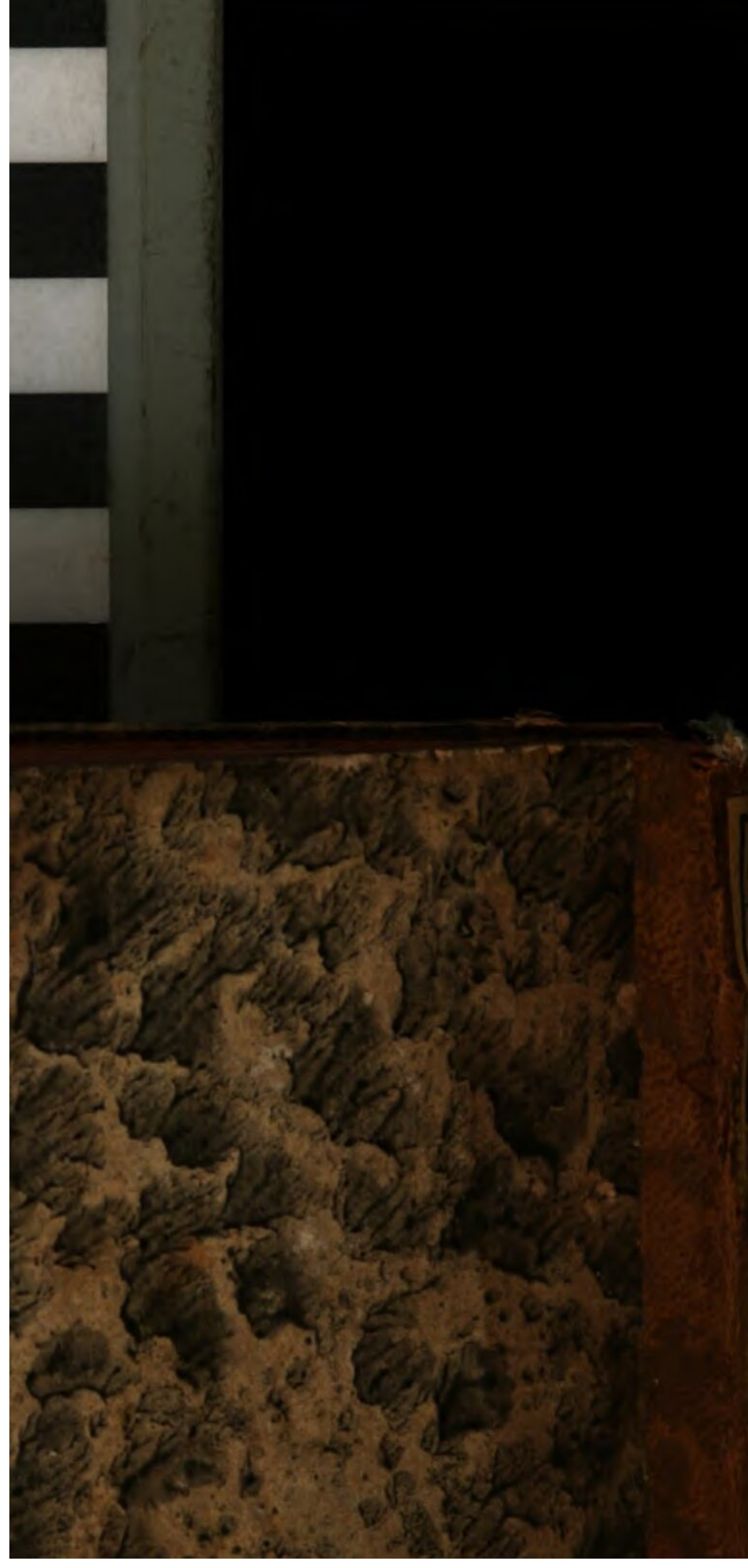














Wieland, Christoph Martin,

Wielands Kleinere Prosaische Schriften

Bd.: 2

Leipzig 1786

P.o.germ. 1622-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123381-1

VD18 90444779